

SCHWÄBISCHE HEIMAT

6

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1950 HEFT



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1950

1. Jahrgang

Sechstes Heft – November/Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird nur an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt 18 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes e. V., Stuttgart, Urbanstraße 16, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Verlag Eugen Wahl, Stuttgart, Urbanstraße 35; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Holzschnitt von Johannes Wohlfart.

INHALT

Das Kind im Winterwald.

Von Otto Lautenschlager 241

Springerlesbilder. *Von Albert Walzer* .. 242

Auf eine Christblume. *Von Ed. Mörike* 247

Der Goldschmied Johann Melchior Ding-
linger aus Biberach.

Von Kurt Arnold Findeisen 248

Rathaus und Stadttor in Wangen i. A. .. 252

Die Ravensburger Handelsgesellschaft.

Von Willy Andreas 254

Gegenwart und Urzeit im Lonetal

bei Ulm. *Von Robert Wetzel* 257

Wie man bei den Schwaben in Bessarabien
und in der Dobrudscha Weihnachten
und Neujahr feierte. *Von Hedw. Bauer* 265

Der Weihnachtsbaum zu seiner Zeit und
zur Unzeit 267

Stiftskirche in Stuttgart. *Von G. Kopp* .. 268

Reizlose Landschaft? 270

Die Habe eines schwäbischen Schul-
meisters zur Zeit des Dreißigjährigen
Krieges 271

Wegweiser für die heimatl. Volkskunde 272

Bücher für den Gabentisch des Heimat-
freundes 274

Mitteilungen des Schwäbischen Heimat-
bundes 276

Grundsätzliches zur Architektur der
Neuzeit / Vom Wiederaufbau zer-
störter Städte / Eine Erwiderung /
Heimatschutz in den Landkreisen /
Ludwigsburger Heimatwoche / Hei-
matbuch 1949 / An unsere Mitglieder! /
Veranstaltungen

Das Kind im Winterwald

Von Otto Lautenschlager

Die Häuser des Weilers im Abend und verblauenden Schnee; darüber, in den Wolken, heult der Nordwind.

Da tritt die Großmutter mit Klärle aus dem Haus. „Achte aber ja auf den Weg, Kind, daß du nicht verirrst! Und das nächstmal kommst bald, damit du wieder bei Tag heimkommst!“

Und schon huscht das Kind in die Tannen des Walds.

Der Pfad ging zuerst eben hin unter den verschneiten Bäumen, bog bald in eine Schlucht hinab, wo es schon so gut wie Nacht war, und ging dann durch weite Mulden, darüber der Himmel nicht mehr zu sehen war. Das Kind ging in einer fast finsternen Nacht und konnte den Pfad eigentlich nur noch ertasten durch sein jahrelanges Weggefühl. Es war hier ja schon so oft gegangen in allen Zeiten des Jahres und in manchen Nächten, es würde wohl auch heute aus dem schwarzen Wald in die Felder und zu den Eltern finden.

Der Schnee war hartgefroren und klirrte oft wie Eis, vergebens tastete da der Schuh. Ging hier der Weg? Es lief noch einmal ein Stück zurück: Nein, da war es nicht hergekommen! Es horchte. Der Wind heulte. Zuweilen streifte ein Schauer die Tannenkronen und beugte sie gegeneinander, daß sie knarrten.

Das Kind lief schneller, blieb stehen, horchte, und schritt dann in einer Richtung immerzu. Gespannt gingen die knappen Schritte. Noch war es umhüllt von wohliger Wärme.

So ging es fort, stundenlang. Aber es kam kein Haus; nichts als Bäume, Wald und wieder Wald! Nur jetzt nicht nachgeben, nur jetzt nicht müde wer-

den und hinsitzen im Schnee! Und doch durchdrang die Müdigkeit es immer süßer. Manchmal fielen ihm einfach die Augen zu. Die Füße tappten nur so gefühllos fort.

Der Schritt ward schwer, das Ausruhn Erquickung . . . Das Kind sank hin, faßte in Zweige und in den kalten Schnee und schrak wieder empor.

Hörte denn der Wald nimmer auf? Wann war denn nur das Dunkel zu Ende?

Es taumelte langsam in der Finsternis weiter, nur noch aus groß geweiteten Augen traumhaft schauend . . .

Eine sanfte Dämmerung flutete durch den Wald. Über der Tannenschlucht erschien blaßblau und dunkel wehend wieder der Himmel. Vom Wind hörte es ein leises Sausen, leicht und klingend, wie Engelimme. Da erhellte den Rand der nahen Wipfel ein Schimmer – und jetzt silberner Schein!

Es erschien eine hohe Gestalt im weißen Gewand und im Strahlenglanz, das Kleid wie aus Silbergewölke, das Antlitz klar wie der Mond, darum wehendes goldenes Haar in zarten Sternen . . .

Und rings leuchtete der Wald; glitzerten Halde und Baum im Sternschmuck blinkender Lichter, feiner Sonnen und Blumen, die funkelten wie Kristall und Regenbogen. Auch duftete die Luft wie im Mai, und Vogelstimmen flöteten.

Leise gingen seine Schritte dahin, so leicht wie auf blumigem Rasen. Und immer vor ihm schwebte es hell und führend . . .

Da bellte ein Hund. Das Kind erschrak, faßte sich und stand am Waldrand in der Mondnacht voll blauem Silberlicht über der verschneiten Ebene. Dort war auch das Vaterhaus mit dem Lampenschimmer in die Nacht hinaus.

Dies gab dem Kind einen geschwinderen Schritt, und es jubelte, als es unter der Tür den Eltern in die Arme flog: „Vater, Mutter, ich habe einen Engel gesehen und der hat mich geführt!“

Springerlesbilder

Von Albert Walzer



1



2

Wir benützen die alten Springerlesmodel in der Regel nur noch zu Weihnachten. Was darauf dargestellt ist, verrät aber deutlich, daß solche „Gutsle“ ursprünglich zu allen möglichen Festen und Anlässen gebacken wurden.

Es liegt jedenfalls nahe, daß die immer wieder dargestellten Liebespaare, das Paar in der Kutsche, das Herz mit der „3“ als Hinweis auf die ewige Treue, die sich die zwei schwören, dann das springende Pferd mit dem flammenden Herzen über dem Sattel, das von der Säge durchschnittenen Herz mit einem sich küssenden Taubenpaar darüber, der Amor, der ein Vögelchen aus dem Käfig befreit, und ähnliche Motive zunächst für ein Verlobungsfest oder für eine Hochzeit gemünzt waren.

Wenn auf den Modeln so und so oft dargestellt ist, wie der kleine Mann an einer Leiter hochklettern muß, um seine große Frau küssen zu können (Abb. 1), paßt das ebensowenig zur Weihnacht, wie der gleichfalls häufig auf Springerle anzutreffende Kampf der Weiber um die Hose (Abb. 2). Dagegen passen beide Bilder ohne weiteres zu dem Ulk, der bei Hochzeiten gemacht wird. Und wenn auf andern Modeln der lose Amor zwei als Staubfaden und Fruchtstengel einer Blüte zusammenschüttelt (Abb. 3), läßt sich diese derbe Anspielung erst recht wieder nur für eine Hochzeit denken. Auf einem Modelbild aus dem Hohenlohischen ist noch weiter gegangen und mit einer wickelkindförmigen Knospe unter einer solchen Blüte auch gleich angedeutet, wohin dieses Zusammenschütteln schließlich führt (Abb. 4).

Eine andere Bildgruppe zeigt nur ein Mädchen in

der Blume, das so, wie aus der Blüte die Frucht entsteht, zur Frau und Mutter wird und deshalb ein Kind im Arme hält (Abb. 6). Weil in dem Fall der zugehörige Partner fehlt, sind wir heute schnell dabei, hier auf die Darstellung eines Mädchens zu deuten, das nachher keinen Vater für ihr Kind nennen kann. Nachdem es aber alte Hochzeitslieder gibt, in denen, ohne den Bräutigam überhaupt zu erwähnen, die Braut mit der Blüte eines herrlichen Baumes verglichen wird, die ein schönes Kind als Frucht hervorbringt, dürfen wir eine solche Darstellung doch nicht bloß als Spottbild auffassen. Was aber noch viel wichtiger ist, die Übereinstimmung mit solchen bei Hochzeiten üblichen Liedern beweist deutlich genug, daß derartige Springerlesbilder tatsächlich aus diesem Festbrauch herkommen. Übrigens gehen die Blumenbilder mit einer Frauenbüste im Blütenkelch offensichtlich letzten Endes auf spätantike Wanddekorationen zurück. Und zwar ist es hier die formale Aufmachung, die befruchtend wirkte, während die Antike, wie wir noch sehen werden, sonst nur bestimmte Inhalte vermittelt hat.

Wäre die Parallele zu den alten Hochzeitsbildern nicht, so könnte man sich solche Blumenbildchen mit Mutter und Kind auch ohne weiteres für einen Taufschmaus bestimmt denken. Für einen solchen oder zum Geschenk an die Wöchnerin waren sicher einmal die Springerle gemünzt, die den Kinderbaum zur Darstellung haben (Abb. 5). Daß man den Kleinen erzählt, die Kinder würden vor ihrer Geburt in einem Baume leben, ist vielerorts zu beobachten.



3



4



5

Und zwar wurden dabei ganz bestimmte Bäume genannt. Da ist es eine hohe Tanne, dort eine freistehende Lärche usw. In unserer engen Heimat gab es noch bis ins 19. Jahrhundert die Tradition, wenn man weiteren Kindersegen haben wolle, müsse man die Nachgeburt unter einem Baum begraben. Sollte es ein Bub werden, kam ein Apfelbaum dafür in Frage, wünschte man sich ein Mädchen, so mußte es unter einem Birnbaum geschehen. Aber trotzdem schließlich die einzelnen Gebiete und Dörfer ihre eigenen Kinderbäume hatten, muß ursprünglich doch nur an einen allein gedacht worden sein. Jedenfalls gibt es da und dort noch entsprechende Überlieferungen. Im Niederösterreichischen heißt es z. B.: der Baum steht weit draußen im Meer auf einer Insel. Die reifen Kinder fallen gleich in Schachteln verpackt vom Baum und schwimmen so über Meere, Flüsse und Bäche in die betreffenden Häuser. Die Äbtissin Herrad von Landsberg hat im 12. Jahrhundert den Kinderbaum in ihrer bekannten Vorbildersammlung mitten im Paradiese stehen. Auch das spricht dafür, daß man zunächst an einen Baum dachte, der unzugänglich (mitten im Meere, im verschlossenen Paradies) die ganze Welt mit Kindern versorgt. Damit ist aber auch schon klar, daß dieser Kinderbaum letzten Endes einfach eine auf den Ursprung des menschlichen Lebens eingeschränkte Parallele des iranischen Allsamenbaumes ist, von dem alles Leben, auch das der Tiere und Pflanzen, herrührt. Dieser Allsamenbaum ist nichts anderes als der Weltbaum, der schließlich einfach ein Bild für die Calottenform des Himmels gewölbes ist, das

sich eine Zeit schuf, die noch keine geometrischen und stereometrischen Begriffe hatte. Wenn aber der halbkugelförmige Baum das Himmels gewölbe symbolisieren sollte, und dieses Bild mit der Vorstellung verquickt wurde, daß die Kinder daraus herkommen, so heißt das Kinderbaummotiv schließlich nichts anderes als „alles Leben kommt vom Himmel“. Daß das auch schon der Glaube der weit über Christus zurückreichenden Zeit war, in der diese Bilder vom Kinder- und Allsamenbaum entstanden sein müssen, ist immerhin beachtlich.

In der Regel ist es auf unsern Springerlesbildern eine Hebamme, die das Kind vom Baume schüttelt. Aber auch der Storch wird darauf als Kinderbringer dargestellt. Daß bei uns beide nebeneinander vorkommen, entspricht dem Ergebnis der Umfrage für den Atlas der deutschen Volkskunde, das zwischen den katholischen Gebieten, die ausschließlich die Hebamme als Kinderbringerin angeben (Westfalen und Rheinland einerseits, Bayern und Österreich andererseits) und dem protestantischen Norden östlich der Weser und Mitteldeutschland, wo diese Funktion nur dem Storch anvertraut ist, ein breites Band aufwies, indem beide, Storch und Hebamme, genannt wurden. Schließlich wird aber auch noch der „Kinder mann“ auf unsern Springerle abgebildet. Entweder schleppt er die Kleinen in einem Tragkorb auf dem Rücken und hat davon noch einige in der Tasche und im Arm (Abb. 7), oder er hat einen Henkelkorb voll Kinder am Arm hängen. Manchmal ist er als Jüngling dargestellt, hinter dem man am liebsten ein unverstandenes Bild Amors vermuten



6



7

möchte. Manchmal ist er aber auch ein alter, bärtiger Mann, aber nicht der „Klos“ (Nikolaus), der nach der genannten Umfrage am Bodensee und in Vorarlberg die Kinder bringt.

Selbstverständlich gehören auch die verhältnismäßig oft anzutreffenden Wickelkinderbildchen und die Model, auf denen die Wickelkinder in eine Herzform eingeordnet sind, mit hierher. Dagegen werden die Springerle, die einen Mann und eine Frau in einem Kinderwickel zusammengebunden zeigen, bei Hochzeiten verwendet worden sein, um damit auf das jugendliche, unerfahrene Alter der Brautleute anzuspielen. Andere Spottbilder, wie der Mann, der am Spinnrocken sitzen und nebenher das Kindlein wiegen muß, oder die Frau, die zu ihren vielen Kindern hin, die sie auf dem Rücken in einem Korb nachschleppt, auch noch ihren Mann wie ein Wickelkind im Arm tragen muß, können bei beiden, bei den Hochzeiten wie bei den Taufen, auf die Tafel gekommen sein.

Daß zur Fasnet Küchle gehören, ist bekannt. Offenbar ist dabei nebenher aber auch noch Modelgebäck gemacht und verschenkt worden. Jedenfalls ist der „Hahnreiter“ (Abb. 8), der verhältnismäßig oft auf Springerle vorkommt, ein ausgesprochenes Fasnetbild. In Rottweil tanzt heute noch ein großer Hahnreiter im Fasnetzug mit. Und die Narrenzunft ließ sich dort im 18. Jahrhundert auch einen auf die Wange einer ihrer Bänke in der Pfarrkirche darstellen. Daß der im Narrenzug als „Schiermeiers Guller“ bezeichnet wird, und so auf den Hahn abgehoben ist, der an der Fasnet dem Verwalter der

Zehntscheuer abgegeben werden mußte, ist vermutlich nur eine späte anzügliche Umdeutung dieses alten Motivs. Jedenfalls ist der Hahnreiter schon in der Antike nachzuweisen. Die älteste und zugleich schönste Darstellung dieser Art findet sich im Fond einer griechischen Trinkschale aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. in der Sammlung Northampton (Abb. 9). Zweifellos handelt es sich bei diesen Hahnreiterbildern um etwas anderes als um die Darstellung des vom Vogel zum Himmel hochgetragenen Helden oder Jünglings. Der Hahn ist dabei nie im Flug, immer nur im Lauf wiedergegeben. Auf einem offenbar zum Räuchern benützten spätgriechischen Tongefäß im Württ. Landesmuseum, Stuttgart, ist der Reiter dabei ein nackter, geflügelter Eros, der Lyra spielt. Noch im 19. Jahrhundert zeigt ein Wiener Grußkärtchen Amor als Postillon d'amour auf einem Hahn. Aus Hoyerswerda stammt ein Gebäckmodel, auf dem der Hahnreiter ein vornehmer Kavalier ist, der die längste Feder aus dem Schwanz des Hahns in der Hand hält, damit sie ihm auf dem Weg zu seiner Liebsten alle Türen öffnet. Und das Landesmuseum besitzt einen Model, auf dem der Reiter Hirschhörner aufgesetzt bekommen hat, also deutlich als Hahnrei charakterisiert ist, der betrogen auf dem Hahn reitend, selber auch betrügt. Jedenfalls zeigt das alles deutlich genug, daß der Hahnreiter ein Symbol überquellender, zur Erfüllung drängender Lebenskraft sein, und im Rahmen der Fasnet die mit dem neu erwachenden Frühling wiederkehrende Fruchtbarkeit verkörpern soll. Daß der Eros auf dem Hahn Lyra spielt oder in Polen mit tönernen Hahnreitern gepfiffen werden kann, und daß im Märchen „Hans, der Igel“ der verzauberte Junge in seinem Stachelkleid auf dem Hahn reitet und dabei Musik macht, wodurch seine Herde ungeheuer zunimmt, das alles paßt ohne weiteres zu der Tatsache, daß bei der Fasnet, mit der die Fruchtbarkeit der Felder beschworen werden soll, gleichfalls Lärm und Musik gemacht wird.

Neben dem Hahnreiter sind sicher auch die Springerle mit Harlekins und ähnlichen Gestalten zunächst für die Fasnet bestimmt gewesen, vermutlich auch die witzigen Darstellungen, die irgendwelche menschliche Schwächen anprangern wollen. Das „Aufsagen“ der im Laufe des Jahres gemachten Fehler ist jedenfalls ein wichtiger Fasnetbrauch. Man wirft sich dabei auch kleinere Fehlritte vor als den, der von einem Mädchen begangen wurde, das auf einem Springerle im Besitz des Landesmuseums dem abmarschierenden Soldaten vorwurfsvoll das Kind hinhält, das sie von ihm bekommen hat. Zum Bei-



8

spiel konnte man dabei auch die Modesucht der einzelnen verspotten. Ein besonders reizvolles Springerlesbild dieser Art (Abb. 10) zeigt eine Bäuerin aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, die die städtische Mode nachmachen wollte und sich eine hochaufgetürmte Perücke zugelegt hat. Aber beim Melken schlägt ihr die Kuh die ganze Pracht vom Kopf.

Zur Fasnet gehören vermutlich auch die vielen Modelbilder mit Trommlern, Pfeifern, Fahnenträgern und Uniformierten. Birlinger erzählt in seinen „Sitten und Gebräuche“ zur Genüge, wie in Saulgau, Riedlingen usw. die Gesellen der verschiedenen Zünfte in diesen Tagen uniformiert mit ihrer Fahne umherzogen, da und dort antrommelten, dafür ihre Geschenke abholen durften, oder wie z. B. im Kloster Sießen nach alter Sitte Wein und Kühle vorgesetzt bekamen. Uniformiert und bewaffnet waren sie bei diesen Umzügen deswegen, weil die Zünfte doch die Mannschaften zur Verteidigung der Städte stellen mußten. Sie waren also eine Art Stadtgarde und darauf wurde offenbar auch auf dem Modelgebäck, das sie bei der Fasnet verehrt bekamen, Bezug genommen.

Wieder zu einer anderen Gruppe gehören die Springerle, die Christus im Grab oder die Kreuzigung, den Auferstandenen oder sein Vorbild Jonas, die Apostel und das Lamm mit der Kreuzfahne auf ihrem Spiegel dargestellt haben. Daß sie eigentlich für den



9

Osterfestkreis bestimmt waren und an Weihnachten reichlich unzeitgemäß wirken, ist so selbstverständlich, daß es kaum noch eigens betont zu werden braucht. Auffallend ist nur, daß solche Oster-springerle verhältnismäßig selten sind, also kaum zu einem allgemeinen Brauch wurden.

Was tatsächlich auf Weihnachten Bezug nimmt, ist verhältnismäßig wenig. Gelegentlich finden sich Model, auf denen, ähnlich wie auf Andachtsbildchen des 18. Jahrhunderts, Engel oder Johannes das Christkind in einem schiffähnlichen Gefährt auf die Erde kutschieren (Abb. 11). Noch seltener ist die Darstellung der Weihnacht selber. Ab und zu wird auch die Flucht nach Ägypten abgebildet. Ob die Madonna im Strahlenkranz, die eigentlich öfter als alle diese Szenenbilder anzutreffen ist, von vornherein für Weihnachten bestimmt oder zunächst für ein Marienfest, vielleicht auch für ein Frauenkloster gemünzt war, oder mit einer bestimmten Wallfahrt in Zusammenhang gebracht und dann als eine Art geweihtes Brot verwendet wurde, mag dahingestellt bleiben.

Sicher weihnachtlich sind dagegen noch Modelbilder, die eine Schlittenfahrt zeigen oder Kinder, die sich mit ihrem zu Weihnachten bekommenen Spielzeug vergnügen. Das Landesmuseum besitzt einen Model, auf dem die Mutter, von ihrem Buben gelenkt, die Kinderkutsche ziehen muß (Abb. 12). Im Schorn-



10

dorfer Heimatmuseum ist noch eine solche, allerdings aus späterer Zeit, erhalten.

Dann sind auffallend viele Jagdbilder zu beobachten. Der Jäger und die Jägerin mit der Saufeder oder mit dem Gewehr an der Seite, beim Anstand auf das Wild und die erlegten Hasen tragend. Auch die jagdbaren Tiere, das Wildschwein, der Hirsch, der Fuchs und Bär fehlen nicht, ebenso wenig der Hund, der sie hetzt und nicht zu vergessen die Szenen aus Reinecke Fuchs und anderen Tierfabeln. Soll das alles ohne Absicht, rein spielerisch mitabgebildet worden sein, oder steht nicht ein besonderer Brauch dahinter, nämlich, daß die Springerle mit diesen Jagdbildern zunächst einmal für Jagdessen oder zu Geschenkzwecken in Jägerkreisen bestimmt waren?

Ob mit der häufig wiederkehrenden Darstellung, wie sich der Hirsch, von einem Pfeil getroffen, durch den Genuß des Lebenskrauts wieder Heilung zu verschaffen weiß, noch angedeutet werden will, daß dieses besondere Brot, also das Springerle, eigentlich auch eine Art Lebensspeise wie das Lebenskraut ist, mag dahingestellt bleiben. Daß bei feierlichen Anlässen gereichte Brote so oder zum mindesten als Heilbrote gedeutet wurden, scheint jedenfalls sicher zu sein.

Für die Verwendung einer weiteren Bildgruppe findet sich bei Birlinger eine Erklärung. In den gleichen „Sitten und Gebräuche“, die oben schon erwähnt wurden, erzählt er, in Rottenburg hätten die Kinder ihre Geschenke erst am Tag der unschuldigen Kinder erhalten, nicht am Weihnachtstag selber. Wenn sie in ein gewisses Alter gekommen seien, habe man damit aufgehört. Aber zum Abschluß hätten dann die Mädchen noch einen Lebkuchenreiter und die Buben

eine Lebkuchenfrau bekommen. Vermutlich waren es anderswo Modelgebäck-Reiter und -Frauen. Jedenfalls wäre das eine befriedigende Erklärung für die häufige Wiederkehr von Modeln mit einem Reiter, mit dem Feldherrn zu Pferd, dem Kaiser oder einer vornehmen Frau, die am Spinnrad sitzt, manchmal aber auch einfach stehend dargestellt ist und die auffallend groß, gelegentlich bis zu 50 cm hoch sind. Das soll aber nicht heißen, daß diese Bildtypen nicht auch in kleineren Formaten nachgeschnitten wurden. Ob diese Reiter letzten Endes noch auf den alten Wotan und die vornehme Spinnerin auf Frau Holle zurückgehen, wie schon vermutet wurde, mag dahingestellt bleiben.

Zieht man nun all das, was wir bisher auf die verschiedenen Feste und Anlässe verteilen konnten, ab, so bleibt noch eine Fülle von Darstellungen, die wir zunächst nicht recht unterbringen können, weil sie inhaltlich neutral scheinen. Und zwar sind es deutlich zwei Gruppen.

Eine kleinere besteht aus Bildern, die antike Götter, Fortuna, Merkur, Saturn usw. zeigen, aber meistens in einer völlig unantiken Aufmachung, zwar mit den richtigen Attributen, aber in Phantasiekostümen, die aufs Theater des 16. und 17. Jahrhunderts zurückgehen, oder in den gleichen Kleidern wie die Bauern und Bürgersleute des 18. Jahrhunderts. Die Situation ist hier also genau dieselbe, wie wenn im Mittelalter antike Götter nur nach literarischen Überlieferungen, nicht auf Grund eigener Anschauung dargestellt wurden. Der Zeitgeschmack hat sich selbst da durchgesetzt, wo man annehmen möchte, daß antike Gemmen als Vorlage benutzt wurden, wie zu dem Bild des Hahns mit dem Merkurkopf. Auch der hat einen Zweispitz aufgesetzt bekommen, während gleichzeitig aus seiner Lanze ein Gewehr wurde. Nach einem 1601 datierten Model dieser Art im Besitz des Landesmuseums und auf Grund des stilistischen Befunds sind die ältesten Typen dieser Gruppe Ende des 16. und im Beginn des 17. Jahrhunderts, also offensichtlich im Zusammenhang mit der Renaissance, aufgekommen.

Die andere Gruppe ist wesentlich größer. Und zwar gehören die vielen Model dazu, auf denen Glaser, Schneider, Metzger, Schmiede usw., also Handwerker dargestellt sind, alle mit ein paar charakteristischen Geräten oder Gegenständen neben sich, ebenso wie mit Händlern, vom Mausefallenhändler bis zum Marktweib und zur Bauersfrau, die Obst feilbietet, und die mit Mägden, die das Butterrührfaß oder sonst ein Hausgerät unterm Arm oder neben sich



11

haben, schließlich auch noch die zahlreichen Darstellungen der vier Jahreszeiten mit Putten, derben Landleuten, Kavalieren oder zarten Schäferinnen als Ausdrucksträgern der Wandlung von einem Jahresabschnitt zum anderen. Letzten Endes sind das genau die gleichen Typen wie die volkstümlichen Darstellungen, die von den Porzellanmanufakturen des 18. Jahrhunderts, vor allem auch von der Ludwigsburger, unter der Bezeichnung „Cris de Paris“ als kleinere und billigere Porzellanfigürchen in den Handel gebracht wurden. Die Vorlagen dafür waren französische Kupferstichsammlungen, die diesen Titel hatten, weil darin vor allem auch Zeitungsaufrufer, Marktschreier und Händler, die ihre Bücher und Bilder anpriesen, dargestellt waren. Die fehlen aber auf den Springerle. Daneben ist es nicht ausgeschlossen, daß sie und die französischen Kupferstiche auf eine gemeinsame ältere Quelle zurückgehen, die dann in Paris noch durch diese typisch städtischen Händlergestalten ergänzt wurden. In dem Zusammenhang ist es nicht uninteressant, daß man vor kurzem auf der Suche nach der Herkunft der kupfergestochenen Vorlagen für die Porzellane auf eine frühe illustrierte Ausgabe der Werke von Abraham a Santa Clara stieß. Vermutlich sind von dieser auch die Anregungen zu den Springerlesbildern ausgegangen, zum mindesten zu einem großen Teil derselben. Sie sind also als Bildtypen erst verhältnismäßig spät, jedenfalls später als die der ersten Gruppe hinzugekommen, und das doch offenbar deswegen, weil der für die einzelnen Feste gemünzte Bilderschatz allmählich nicht mehr groß genug schien. Jedenfalls wollte man bei Tisch auch möglichst viel sehen können. Man liebte Schaugerichte und eine bilderreiche Tischdekoration, zu der auch die eben genannten Porzellanfigürchen verwendet wurden.

Wir müssen also mit folgender Entwicklung rechnen: Zuerst wurden jeweils nur die zu den einzelnen Festen und Anlässen passenden Inhalte verwen-



12

det. Dann benützte man neben den für die betr. Anlässe gemünzten Themen jeweils auch noch neutrale Bildtypen. Das ging mit den Götterbildern an, eine wesentliche Bereicherung brachten aber erst die „Cris-de-Paris-Typen“. Dabei ist es sehr wohl möglich, daß es lange andauerte, bis aus den ersten Zutaten, die vermutlich zunächst nur an fürstlichen Tafeln hinzukamen, ein allgemeiner Brauch wurde. Das meiste davon, selbst die Mehrzahl der Götterbildermodel, stammt jedenfalls erst aus dem 18. Jahrhundert. Schließlich wurden jeweils alle Modelbilder benutzt. Das muß zunächst noch nicht an Weihnachten allein gewesen sein, aber schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind sie offenbar nur noch dazu ausgebacken worden.

Auf eine Christblume

Tochter des Walds, du Lilienverwandte,
So lang von mir gesuchte, unbekannte
Im fremden Kirchhof, öd und winterlich,
Zum erstenmal, o schöne, find' ich dich!

Von welcher Hand gepflegt du hier erblütest,
Ich weiß es nicht, noch wessen Grab du hüttest;
Ist es ein Jüngling, so geschah ihm Heil,
Ist's eine Jungfrau, lieblich fiel ihr Teil.

Schön bist du, Kind des Mondes, nicht der Sonne;
Dir wäre tödlich andrer Blumen Wonne,
Dich nährt, den keuschen Leib voll Reif und Duft,
Himmlicher Kälte balsamsüße Luft.

In deines Busens goldner Fülle gründet
Ein Wohlgeruch, der sich nur kaum verkündet;
So duftete, berührt von Engelshand,
Der benedeiten Mutter Brautgewand.

Dich würden, mahnend an das heil'ge Leiden,
Fünf Purpurtropfen schön und einzig kleiden:
Doch kindlich zierst du, um die Weihnachtszeit,
Lichtgrün mit einem Hauch dein weißes Kleid.

Eduard Mörike

Der Goldschmied Johann Melchior Dinglinger aus Biberach

Von Kurt Arnold Findeisen

Die offensichtlich von den Musen geliebte ehemalige Reichsstadt Biberach an der Riß, die mit anderen schwäbischen Orten unlängst die Feier ihres siebenhundertjährigen Bestehens beging, ist die Geburtsstadt zahlreicher künstlerischer Begabungen. Unter diesen hat neben dem Dichter Christoph Martin Wieland der Goldschmied Johann Melchior Dinglinger Weltruhm erlangt. Nicht nur das Jubiläum seiner Vaterstadt darf als Grund gelten, sein eigenartiges Bildnis in gedrängter Form zu umreißen; auch die Tatsache, daß durch den verlorenen Krieg und die Zerstörung Dresdens die Spuren seines einmaligen Wirkens bis auf weiteres geheimnisvoll verwischt sind, mag dieses Unterfangen rechtfertigen.

Während in Biberach heute noch in bürgerlicher Stille das alte Giebelhaus steht, in dem er am 26. Dezember 1664 das Licht der Welt erblickte, ist das schmale, einst vielbewunderte Gebäude an der Frauengasse zu Dresden, wo er achtunddreißig Jahre seines Lebens in schöpferischem Überschwang tätig war, Schutt und Asche. Als er 1693 hier in die Innung der Dresdner Goldschmiede aufgenommen wurde, lagen seine Lehrjahre bei tüchtigen Meistern in Augsburg und Nürnberg, vielleicht auch in Paris, noch nicht lange hinter ihm. Bereits fünf Jahre später wurde er vom Kurfürsten August dem Starken von Sachsen, der zugleich König von Polen war, „wegen bis daher geleisteter untertänigster Aufwartung“, wie es in einem aus Warschau datierten Dekret heißt, zum Hofjuwelier ernannt und fest angestellt. Dieser kraftstrotzende, unbändige, mit einem außergewöhnlichen Kunstverständnis begabte glänzendste deutsche Barockfürst war vom Schicksal ausersehen, im Dasein des schwäbischen Goldschmiedes eine schicksalhafte Rolle zu spielen. Nicht nur, daß er seinen vielversprechenden Hofjuwelier für ein ganzes Leben an seinen Musenhof fesselte und auch dessen Brüder Georg Friedrich und Georg Christoph mit ihren Familien nach Dresden holte, um sie als Mitarbeiter Johann Melchiors in seine Dienste zu nehmen, er wurde zu einem wenn auch eigenwilligen, so doch in hohem Maße anregenden und aufreizenden Mäzenas, der aus dem Genie seines Goldschmieds die erstaunlichsten Leistungen herauszuholen verstand.

August der Starke hatte von Anfang an ein ganz besonderes Geschick bewiesen, geeignete Helfer sei-

ner ausschweifenden künstlerischen Pläne um sich zu sammeln. Auf eine ziemlich skrupellose Art hatte er sich eines aus dem Reußischen stammenden Apothekerlehrlings namens Johann Friedrich Böttger bemächtigt, der im Rufe stand, Gold machen zu können; der abenteuerliche Adept lieferte ihm nach endlosen Experimenten zwar kein Gold, wohl aber kostbares, den weltberühmten chinesischen Erzeugnissen vollkommen gleichstehendes Porzellan. Der Westfale Daniel Pöppelmann führte dem König seine mit dem Wunschbild eines deutschen Versailles liebäugelnden Bauten aus, von denen allein der Vorhof eines geplanten Schlosses, der sogenannte Zwinger, genügte, seinen Baumeister weltberühmt zu machen. Der bayrische Tiroler Balthasar Permoser schmückte diese Bauten mit den plastischen Ausgeburten seiner wildbewegten Phantasie. Da nun die sächsisch-polnische Majestät für alles, was mit Gold und Silber, Schmuck und Juwelen zusammenhing, eine wahre Besessenheit zeigte, durfte sich Dinglinger von Anfang an einer besonderen königlichen Gunst erfreuen.

Diese Gunst ermöglichte dem schwäbischen Kunsthandwerker, wie ein Grandseigneur zu leben. Baute er doch sein Dresdner Wohngebäude zu einer Sehenswürdigkeit aus, die in der Folgezeit kein durchreisender Fremder zu besuchen versäumte! Führte er doch einen Haushalt, der beiläufig imstande war, den Großzaren von Rußland, den mit dem Titel „der Große“ gezierten reformbeflissenen Peter, samt seinem Gefolge acht Tage lang als Gast zu beherbergen! Diese königliche Gunst stellte dem schwäbischen Goldschmied jene dankbaren Aufgaben, denen die herrschende Kunstrichtung des Barock als Inbegriff einer schwungvollen, strotzenden, bis zur Maßlosigkeit überschwänglichen Sinnenfreude ihr künstlerisches Gesetz vorschrieb. Im Zusammenhang mit dem pompösen Stil der Verschwendung, der für das barocke Hofleben charakteristisch war, wurde begreiflicherweise bei den zahllosen Gastmählern und Banketten, denen die ebenso berühmten wie berühmten Favoritinnen und Mätressen, die Königs-marck, die Lubomirska, die Cosel, die Dönhoff, die Orzelska besonderen Glanz verliehen, ein ungeheurer Luxus getrieben. So stehen die am meisten bewunderten Werke Dinglingers irgendwie im Dienst eines prunkvoll festlichen Lebensgefühls, das sich über alle Schranken mit korybanthischem Gelächter hinwegsetzt.

Das goldene Teeservice, das als eine seiner ersten großen Arbeiten Aufsehen erregte, bestand aus 45 Stücken und bot sich auf einem Tisch von Lapislazuli in einem dreistufigen Tafelaufbau dar. Die ein-



Johann Melchior Dinglinger
Stich von Johann Georg Bodenehr nach einem Gemälde von Adam Manyoki
Aufnahme: Landesbildstelle Sachsen in Dresden



Dinglinger: „Das Bad der Diana.“ Tafelaufsatz mit Onyxschale. Aufn.: Landesbildstelle Sachsen in Dresden

zelen Gefäße waren aus purem Gold, emailliert und über und über mit Diamanten besetzt; es gehörten auch dazu (nach Dinglingers eigenen Worten) „vier Fläschchen von Kristallinen-Glas geschnitten und mit Gold und Diamanten carmoisiert, vier große Schalen mit artig geschnittenen Bildern von Elfenbein, vier Löffelchen von Gold, vier ganz kleine Becherchen von Gold und geschmelzet, vier Credenzteller mit Diamanten“. Der Künstler, der gleichzeitig einen mit Smaragden und Diamanten geschmückten Blumenkorb, einen Spiegel und ein Schreibzeug ablieferte, erhielt für das Ganze ein Honorar von 50 000 Talern, wovon er allerdings alle Materialien und Zutaten bestreiten mußte.

Der nächste große Auftrag seines Monarchen bot ihm Gelegenheit, seine außergewöhnliche Kunst im Modellieren von Figuren zu zeigen. Es handelte sich hierbei um das vielleicht kurioseste Werk, das er geschaffen hat und das, als es in der Folgezeit im Grünen Gewölbe, der berühmten Kunstkammer der

sächsischen Fürsten, ausgestellt wurde, auf die Reisenden von fünf Erdteilen eine ganz besondere Anziehungskraft ausübte: der Hofhalt des Großen Mogul. Vom Großmogul von Delhi, dem damals mächtigsten und reichsten Potentaten des Orients, waren aufsehenerregende Berichte gedruckt worden. Das genügte, in August dem Starken den Wunsch zu erwecken, wenigstens die Nachbildung einer der geschilderten exotischen Szenen zu besitzen, und zwar von der Hand seines geschickten Goldschmieds. Dieser enttäuschte ihn auch in diesem Falle nicht. Er bildete in 132 daumengroßen Figuren (Menschen und Tieren) und 33 „Präsentstücken“ auf einer Platte reinen Silbers, aus der sich in drei Absätzen breite silberne Stufen zu einem Märchenthron emporstaffelten, die Zeremonie eines Empfangs beim Großen Mogul nach. Die höchsten Würdenträger des Staates nahten unter Baldachinen, von Elefanten und edlen Rossen getragen, von einer wimmelnden Sklavenschar begleitet, um den Gebieter, der mit untergeschlagenen Beinen inmitten eines goldnen, von Diamanten funkelnden Aufbaus saß, mit Geschenken aller Art zu überhäufen: Elefanten, Kamelen, Jagdhunden, Pferden, Uhren und anderen Wunderdingen. An diesem Kuriosum aus Gold, mit Email überzogen und allenthalben mit Juwelen ausgeziert, arbeitete Dinglinger nebst seinen Brüdern und vierzehn Gesellen nicht weniger als acht Jahre.

Ihren repräsentativen Platz erhielten diese Kostbarkeiten gelegentlich der rauschenden Feste auf der Hoftafel, den höchsten Herrschaften gegenüber. Hier fanden sich nach und nach auch die vielbewundernten Schalen, Pokale, Ziergefäße und Tafelaufsätze in Monstranzform ein, die den Ruhm ihres Erzeugers immer mehr befestigten. Ein Stück unter ihnen wurde geradezu dem illustren Salzfaß des Benvenuto Cellini, des genialen Florentiners, gleichgestellt: eine Onyxschale, die leicht und zierlich, wie auf den gespreizten Fingern einer Hand, auf dem vielzackigen Geweih eines erjagten Hirsches ruht und in die sich die Elfenbeingestalt einer nackten Göttin als in einen spiegelnden Weiher hinabgleiten läßt: das weltberühmte „Bad der Diana“, das als Dinglingers künstlerische Höchstleistung gelten darf.

Gelegentlich wurden dem großen Goldschmied auch ältere, in der fürstlichen Kunstkammer bereits vorhandene Kunstwerke zur Weiterverwendung übergeben. So ließ er um eine Sardonyxplatte, die eine altägyptische Kulthandlung darstellte, einen juwelschimmernden, in einen mit Hieroglyphen übersäten Obelisk ausmündenden altarähnlichen Aufbau entstehen, der als „Tempel des Apis“ ehrenvoll in die

Kunstgeschichte eingegangen ist. Daß es bei all diesem überlegenen Spiel mit den erlauchtesten Materialien an mythologischen Huldigungen vor dem königlichen Auftraggeber nicht fehlte, läßt sich denken: Als römischer Cäsar, als Herkules, am eindrucksvollsten im Medaillonbild am Fuße eines eigenen, als Obeliscus Augustalis bezeichneten Monuments, trat er in Erscheinung.

Zu bedauern ist, daß gerade das persönlichste Werk des Künstlers, ein Kabinettstück, das er „Berg der Weisheit“ nannte, schon vor anderthalbem Jahrhundert den Blicken der Öffentlichkeit entrückt wurde; es wurde, als Dinglinger 1731 siebenundsechzigjährig gestorben war, von den Erben veräußert und ist wahrscheinlich eingeschmolzen worden. Gerade durch dieses Werk mit seiner Versinnbildlichung aller tiefster Menschheitssehnsucht (man kennt es aus einem vom Erzeuger stammenden Bericht) würde das heitere Barockbildnis, das wir uns von dem großen Hofjuwelier zu machen haben, um ein paar dunklere, metaphysische Farben bereichert worden sein. Jedenfalls steht fest, daß Leben und Schaffen dieses nach Mitteldeutschland verpflanzten schwäbischen Goldschmieds von dem Begriff des Barock nicht zu trennen sind.

Will man in seinem Wesensbild Spuren seiner Heimatlandschaft finden, so könnte auf seine Werktreue, seinen gelegentlichen künstlerischen Eigensinn, seine Bereitschaft zur Verpflanzung in andere Erde und, wenn man sein Privatleben betrachtet (er hatte von fünf Ehefrauen 25 Kinder und führte ein vorbildliches Familienleben) auf sein ausgeprägtes Sippengefühl und sein Behagen an einer geordneten Häuslichkeit hingewiesen werden. Da jedoch die biographischen Nachrichten über ihn äußerst spärlich sind und da sein Kunstschaffen durchaus einem zeitgebundenen Kosmopolitismus huldigte, so erscheint es geraten, hier keine gewaltsamen Schlüsse zu ziehen. Ohne weiteres bestätigen die vorhandenen Bildnisse (von der Hand der Dresdner Hofmaler Manyoki und Kupezky und des am Berliner Hof angestellten Franzosen Antoine Pesne), daß seine durch einen zielbewußt gesammelten Blick, eine schön gewölbte Stirn und eine kräftige Nase betonten Züge etwas ausgesprochen Alemannisches gehabt haben müssen. Interessant ist die Beurteilung, die ihm ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode der Züricher Johann Kaspar Lavater in seinen aufsehenerregenden „Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ angedeihen

ließ: Unter sechs abgebildeten Künstlern, aus deren Physiognomien der Schweizer Seelenforscher Deutungen ihres Charakters gewann, rühmte er an dem „prächtigen Silberarbeiter“ Dinglinger besonders „Bemerkenskraft“ des Auges und außergewöhnlichen Fleiß.

Durch einige ganz beträchtliche Phasen der abendländischen Menschheitsentwicklung sind wir heute vom Barockzeitalter getrennt. Das ausgesprochen Spielerische, Launenhafte, Verschnörkelte und Überladene seiner Ausdrucksformen widerspricht der nüchternen Sachlichkeit, die für unsere Epoche bezeichnend ist, während die Schwungkraft, der Bewegungswille, die strotzende, überschwängliche Daseinslust, die jener Stil dokumentiert, angetan sind, unsrer Armut und Schwäche gelegentlich geradezu melancholische Anwandlungen abzunötigen. Daß aber innerhalb der künstlerischen Vorzeichen seiner Zeit Johann Melchior Dinglinger als ein „Charakter“ zu bewerten ist und daß ihn etwas von dem „Zauber der Persönlichkeit“ umspielt haben muß, steht heute außer allem Zweifel.

Wenn auch seine Werke bis auf weiteres nur noch in Abbildungen für ihn zeugen können, bleibt doch unangetastet die Sinnbildlichkeit, in der seine schulterbreite Männergestalt vor unserm geistigen Auge steht: Den tollen Ausschweifungen und verschwenderischen Umtrieben einer hemmungslosen Gesellschaft gegenüber vertrat der große Goldschmied mit seinen Brüdern die gesunde Kraft des Volkes, wie sie zukunftsfruchtig in den Unterschichten pulste, er vertrat mit vollem Bewußtsein die Überlieferung jenes tatkräftigen und ideenreichen Handwerks, das dem Sprichwort nach einen „goldenen Boden“ hat. Und wenn man sich der Tatsache nicht verschließt, daß sein aus Erdkräften gespeistes intensives und zielbewußtes Wirken der Völlerei, der Verlotterung, der Übersättigung das strenge Ideal der Arbeit und den Begriff des Maßhaltens in der richtigen Beurteilung der auferlegten Lebenspflicht gegenüberstellte, so vermag die Gestalt dieses außergewöhnlichen Schwaben durch seine Beispielhaftigkeit auch in unserer Gegenwart noch Segen zu stiften.

Anmerkung: Im Rahmen der 700-Jahrfeier der Stadt Biberach ist der Dresdner Dichter und Barockforscher K. A. Findeisen wiederholt für das Gedächtnis J. M. Dinglingers eingetreten. Eine von ihm verfaßte Erzählung „Der Goldschmied Dinglinger und sein Glück“ wird demnächst im Verlag der Biberacher Verlagsdruckerei reich bebildert in Buchform erscheinen.



Wangen im Allgäu: Das Rathaus

Aufnahme: Bulmer



Wangen im Allgäu: Das Ravensburger Tor

Aufnahme: Bulmer

Die Ravensburger Handelsgesellschaft

Von Willy Andreas

Es liegt nun schon vier Jahrzehnte zurück, daß Karl Obser, der damalige Direktor des Badischen Generallandesarchivs, in einem Speicher des Schlosses Salem einen Stoß vergilbter Dokumente aufstöberte (1909). Es waren Papiere der großen Ravensburger Handelsgesellschaft, die als führende Wirtschaftsmacht am Bodensee ihre Geschäftsbeziehungen weit über das heimatliche Schwaben und die alemannischen Nachbargebiete hinaus erstreckt hat.

Niemand hätte diese Geschäftspapiere dort in Salem vermutet; sie haben ihre eigene wundersame Geschichte. Als nämlich die Ravensburger Gesellschaft sich um 1530 auflöste, hob ihr Rechnungsführer, der schon bejahrte Alexius Hilleson, einen Teil der Akten bei sich auf. Er tat es wohl kaum, weil er sich gegen mögliche Beschwerden zu decken wünschte. Eher lag ihm vielleicht daran, die Erinnerung an vergangene Zeiten zu bewahren. Noch wahrscheinlicher dürfte es sein, daß er diese Niederschriften den Nachkommen zu ihrer Unterweisung als eine Art Lehrmittel hinterlassen wollte. Sie mögen dann aber, ohne praktisch mehr genutzt worden zu sein, in irgend einem Winkel verstaubt sein. Historisch sie auszuwerten lag den Menschen, da sie mehr in der stürmisch bewegten Gegenwart lebten, damals noch fern. Einer geschichtsfreundlicheren Zeit blieb es vorbehalten, ihren Wert zu erschließen. Ein Enkel Hillesons, der Mönch im Zisterzienserkloster Salem wurde, brachte sie in dessen Archiv. Mit der Säkularisation der Stifter und Klöster fiel die ehemalige Reichsabtei Salem unter die Hoheit des Kurfürsten, späteren Großherzogs Karl Friedrich von Baden, ebenso das dazugehörige Klosterarchiv.

Mit dem Besitz ob dem Bodensee wurde die jüngere Linie des großherzoglichen Hauses ausgestattet. Die reichen urkundlichen Schätze von Salem wanderten bald unter Vorbehalt des Eigentümers nach Karlsruhe ins Generallandesarchiv, später folgten die Akten. Nur ein Rest blieb in Salem zurück. Niemand schenkte diesen Beständen aus der Hinterlassenschaft der Ravensburger Beachtung. Eine alte Aufschrift bezeichnet sie geringschätzig als „unnütze Handelsachen“. So schlummerten sie noch geraume Zeit in einer Schublade. Da sie offenstand und ein nahegelegenes Fenster auch nicht verschlossen war, nistete ein Vogelpaar in dem Fach. Freilich, ein Freund der Ordnung schob eines Tages die Lade zu, was den ausgebrüteten Jungen leider den Tod brachte.

Die neue und letzte Phase der Geschichte dieser halbvergessenen Dokumente setzt mit ihrer Wiederentdeckung durch Karl Obser anläßlich einer Archivrevision ein. Mit Genehmigung des Prinzen Max von Baden überführte Obser, der den Wert der Papiere richtig erkannte, seinen kostbaren Fund nach Karlsruhe ins Generallandesarchiv und bot die Bearbeitung einem früheren Mitglied dieser in der deutschen und internationalen Wissenschaft einst hochangesehenen Behörde an, nämlich dem hervorragenden Wirtschaftshistoriker Aloys Schulte in Bonn. Die Historische Kommission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaft in München nahm das dreibändige Werk Schultes in die Reihe ihrer Veröffentlichungen auf. Es erschien in einem Augenblick tiefster politischer und wirtschaftlicher Depression (1923), als die Mark ins Bodenlose abgesunken war. In langwieriger Forschung hat Schulte seinen Stoff um wertvolles Material aus in- und ausländischen Archiven vermehrt und uns in diesem Standardwerk von internationaler Tragweite das Bild eines vielverzweigten Wirtschaftsgetriebes gezeichnet. Zum Greifen nahe stehen uns heute die Vorfahren des modernen Großhandels in Leistung und Geschäftsgebaren vor Augen.

Die Ravensburgische Handelsgesellschaft, an Mitgliederzahl die größte des Mittelalters, haben vermögende, tatkräftige Bodenseefamilien gegen Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts gegründet; aus dem Zusammenschluß der Humpis von Ravensburg, der Motteli aus Buchhorn, der von italienischen Pfandleihern abstammenden Muntprat, die fast immer an der Spitze der Konstanzer Steuerlisten sich behaupteten, ging sie hervor. Ravensburg, der Sitz der Gesellschaft, war günstig gelegen, da die Reichsgrenze damals noch weit von der kleinen Stadt ablag, die ihre Bedeutung der in Schwaben blühenden Leinen-, Hanf- und Barchentweberei verdankte. Von anderen deutschen Gesellschaften hob sich die Ravensburgische dadurch ab, daß sie sich nicht auf ein oder zwei Gemeinwesen aufbaute; sie schloß vielmehr Bürger einer Zehnzahl von rechtlich selbständigen, wenn auch meistens miteinander verbündeten Städten zu einem Wirtschaftsverband zusammen. Wirtschaftliche Nebenbuhler wurden von ihr durch Vergenossenschaftung unter einen Hut gebracht und einer gemeinsamen Leitung unterstellt, was statt der früheren Firmenzersplitterung von vornherein eine erhebliche Kostenminderung bedeutete. Damit aber knüpfte die Gesellschaft, deren Mitglieder von den Alpentälern bis an den Oberlauf der Donau reichten, in der politisch überaus zersplitterten Landschaft

Oberschwabens ein einigendes Band. Indem sie die Handelskraft dieses Gebietes zusammenfaßte und dem Hauptexporterzeugnis dieser Gegend, der Leinwand, dem damals wichtigsten deutschen Ausfuhrartikel im internationalen Verkehr, Absatz verbürgte, gewann sie für Ein- und Ausfuhr der beteiligten Städte eine leitende Stellung.

Aus landschaftlicher Begrenzung hervorstachend, wurde sie allmählich eine Wirtschaftsgröße von solcher Ausdehnung und solchem Überblick, daß sie nicht bloß die Meßkonjunktoren der größeren Handelszentren zu ergründen, sondern auch die Produktionsverhältnisse, die Absatzbedingungen und Ausichten gewisser Waren an Ort und Stelle der Erzeugung zu überschauen vermochte.

Die Gesellschaft, die einige trustähnliche Ansätze aufweist, erstrebte für Ravensburg und die Reichsstädte des Bodenseebereichs ein Monopol im Betrieb des Fernhandels und kam, wie es scheint, diesem Ziel sogar zeitweilig nahe. Lange vermochte sie auch den gleichen einheitlichen Handelsgeist und bestimmte sittliche Grundsätze in ihrer Praxis aufrechtzuerhalten. Die Summe ihrer kaufmännischen Leistungen war groß, zumal sich ihr Aufbau und ihre Einrichtungen, so durchdacht und wirksam sie waren, in verhältnismäßig einfachen Formen bewegten. An ihrer Spitze standen drei „Regierer“ und ein Neuner-Ausschuß, der einem Aufsichtsrat, mehr noch einem erweiterten Direktorium ähnlich sieht, ein Mittelding zwischen beidem. Es fanden Hauptversammlungen mit Bücherabschluß, Bilanzziehung und Dividendenausschüttung statt, die sich auf ungefähr 7% belaufen haben wird. In die übrigen Schubladenfächer des Handelsrechts läßt sich die Gesellschaft nicht ohne weiteres einreihen. Nach Anlage, Satzungen und Gepflogenheiten kam sie juristisch wohl der offenen Handelsgesellschaft am nächsten; eine Genossenschaft von Kaufleuten, die Kapital und Arbeit einschossen, unterhielt sie eine Menge Diener oder Angestellter, von denen einzelne auch mit Einlagen beteiligt waren und für besonders glückliche Geschäfte sogenannte „Ehrungen“ empfangen. Dagegen arbeiteten die Ravensburger nicht mit fremdem Kapitaleinschuß. Die Gesellen, die als bevollmächtigte Vertrauenspersonen draußen den zehn „Geliegern“ vorstanden, wurden durch straffe Ordnung und ein kluges System von Botendiensten, Beobachtung, Berichterstattung, Rechenschaft und Aufsicht zusammengehalten und nahmen am Gewinn teil. Außer diesen festen Niederlassungen, eben

den Geliegern, hatte man draußen an zahlreichen Orten Vertreter und Agenten.

Durch den Austritt einzelner unzufriedener Gesellen und deren Zusammenschluß zu Konkurrenzgesellschaften bildeten sich zwar Nebenbuhler; aber solange die Leitung Erfahrung, Kraft und Umsicht besaß und ihre Handlungsweise mit den allgemeinen Wirtschaftsverhältnissen und Gepflogenheiten im Einklang stand und neue Zeitmächte ihr nicht über den Kopf wuchsen, behaupteten sich die Ravensburger in ihrer hervorragenden Stellung.

Die Ravensburger betätigten sich ganz überwiegend als Großhändler, die grundsätzlich so wenig wie möglich aus zweiter Hand kauften; sie arbeiteten auf kapitalistischer Grundlage, wenn auch nicht mit der Absicht unangemessener Bereicherung, und hielten sich ans kirchliche Zinsverbot. Von den ganz großen Messen beschickten sie in erster Linie die zu Frankfurt am Main, in zweiter die von Antwerpen und Lyon sowie andere Plätze in Deutschland, Italien, Niederlanden und Spanien. Ihre Waren liefen zu Lande in den Bahnen eines vorteilhaft von ihnen genutzten und ziemlich sicher ausgebauten Transportwesens; für Seeladungen ging man Versicherungen ein! Ihre Geschäftsverbindungen erstreckten sich von Wien bis Alicante und Saragossa, von Antwerpen und Köln bis nach Mailand und Genua, Venedig und Aquila in den Abruzzen. England blieben sie fern, so wie sie im Osten Polen mieden; doch hatten sie zeitweilig Beziehungen nach Posen.

Der Ausgangspunkt ihres Handelns war ursprünglich die schwäbische Leinweberei ihrer Heimat gewesen, deren Erzeugnisse auch ein Kernstück ihres Geschäfts blieben; doch nahmen sie außerdem nach und nach eine Reihe anderer Dinge auf, wie sie überhaupt mit den allerverschiedensten Waren handelten, sofern sie Gewinne versprachen: Gewebe aus Hanf, Wolle, Baumwolle, Samt, Seide und Goldbröckate, Kamelhaar, Espartogras, Wachs, Felle und Farbwaren, Safran und sonstige Spezereien, Südfrüchte und einige andere Lebensmittel, Metalle und deren Verarbeitungen, namentlich Nürnberger Waren, Gebrauchsgegenstände wie Bürsten, Schmucksachen und Luxusartikel bis zu Korallen-Rosenkranzperlen.

Aus den Niederlanden führten sie Mützen und feine Tuche nach Spanien aus, wo für dies alles Nachfrage vorhanden war; doch wurden diese feinen Tuche auch in Frankfurt und Wien abgesetzt. In Mailand, einem Zentrum der Metallindustrie und Waffenschmiedekunst, deren Waren einen Teil der für Spanien bestimmten Frachten ausmachten, genoß man

weitgehende Privilegien; hier begünstigte die Handelspolitik der Visconti und Sforza den Durchgangsverkehr nach Genua.

Auf der Iberischen Halbinsel faßten die Ravensburger nur in den Reichen festen Fuß, die zur Krone Aragonien zusammengeschlossen waren. Sie arbeiteten in Barcelona, diesem großen Emporium des Mittelmeerhandels, auch in Saragossa und Tortosa, vornehmlich aber in Valencia. Wir haben mancherlei Zeugnisse, aus denen hervorgeht, wie angesehen die oberschwäbischen Kaufleute dort waren und wie wohl sie sich selber dort fühlten. In Valencia, ihrer Hauptniederlassung, hatten zwar die deutschen Kaufleute keinen Fondaco wie in Venedig; aber die Verkaufshalle der Stadt, die den Einheimischen wie den Fremden gleichermaßen diente, stand auch ihnen zur Erledigung ihrer Geschäfte offen. Sie erhob sich in der Nähe jenes Marktes, dessen Farbigkeit noch heute jeden Besucher entzückt. Diese Lonja de los mercadores bildete den Mittelpunkt des städtischen Handels- und Geldwesens; hier schlugen auch die Wechsler ihre Tische auf. An Stelle der früheren Hallen, die sich allmählich als zu klein erwiesen, war im späteren Verlauf des 15. Jahrhunderts, um 1480 herum ein Neubau errichtet worden, eines der edelsten Denkmäler spanischer Gotik.

In Spanien schlugen die Ravensburger im Safranhandel, einem ihrer wichtigsten Artikel, zeitweilig die Basler aus dem Felde; im Geschäft mit Hanfstoffen drängten sie die Savoyer zurück, indem sie selber in Lyon Cannemasserie, ein Spezialerzeugnis des Rhonegebiets, aufkauften. Spanien lieferte zur Ausfuhr außer Safran, der hier in besonders feinen Sorten geerntet wurde, Reis, Zucker und natürlich Kolonialwaren. Bei Valencia hat die Gesellschaft jahrzehntelang die Herstellung von Zucker in eigener Siederei betrieben, der nach Flandern, Lyon, Genf, den italienischen Plätzen, aber auch nach Ravensburg, Nördlingen, Nürnberg und Frankfurt ging; später gab man dies eigene Fabrikunternehmen wegen der Konkurrenz des Madeirazuckers auf.

In Lyon waren die Ravensburger anfangs die erste deutsche Gesellschaft am Platze gewesen; doch wuchsen ihnen da die Nürnberger und Augsburger bald über den Kopf, die sich von dem hier florierenden, den Ravensburgern aber nicht liegenden Geldhandel angezogen fühlten. So ging das Geliege von Lyon zurück.

Überhaupt waren schon Ende der siebziger Jahre im 15. Jahrhundert die Glanzzeiten vorüber, die Gewinne wurden schmaler. Die Klagen und Seufzer

in den Papieren der Gesellschaft mehren sich, auch die Mahnungen an die jüngeren Gesellschafter, sich an die Gebote der Leitung und den bewährten Brauch der Altvorderen zu halten. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war der Niedergang schon offenkundig. Die Ursachen? – Vielerlei wirkte da zusammen, Sachliches und Persönliches, Bruch mit alten Überlieferungen ebenso wie versteinelter Traditionalismus und das Zurückbleiben hinter neuen Erfordernissen. Natürlich haben staatliche Umwälzungen und kriegerische Ereignisse in Italien, Spanien und Deutschland zeitweilig Störungen und Nachteile auch für die Ravensburger zur Folge gehabt.

Einschneidender wurde anderes. Rechtsform und innerer Aufbau der Gesellschaft, aber auch ihre tatsächliche Leitung genügten nicht mehr, wo ringsum Unternehmungen von zeitgemäßerer Struktur im Wettbewerb den Ravensburgern gegenübertraten: Firmen wie die Fugger, die dank ihrem kleineren Teilnehmerkreis, ihrer monarchischen Spitze rascher, kraftvoller, auch unbedenklicher und skrupelloser arbeiteten als die schwerfällige Bodenseegesellschaft. Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts hatten auch die Ravensburger hervorragende Kaufleute gehabt wie die Baumgartner, Fugger und Welser. Aber es war doch ein verdächtiges Anzeichen, daß etwa von dieser Zeit ab die Mitglieder der Gründerfamilien, die Humpis und Muntprat nicht mehr in den leitenden Stellen hervortraten. Zum Teil gaben sie noch den Namen her; aber die tatsächliche Geschäftsführung lag bei Leuten anderer Herkunft und Art; unter ihnen befanden sich tüchtige Kräfte, jedoch kein wirklich überragender Wirtschaftskapitän. Die Enkel zogen sich von der Arbeit zurück; ihr Sinn stand nach anderen Dingen; sie wollten sich's wohl sein lassen und gemächlich dahinleben! Den Junker zu spielen daheim und in der Fremde war diesen Spätlingen eben recht, die in Samt und Seide daherstolzten. Sie lachten über die biedereren Kleidervorschriften ihrer Väter, die den Luxus streng verpönten hatten, und über die altmodischen Mahnungen zu einfacher Lebensführung. Ihr Beispiel mag auch andere unter den Gesellschaftsteilhabern und die Angestellten nicht günstig beeinflußt haben. Es ist, als schämten sie sich, Kaufleute zu heißen. Die Tragödie der Nachfahren und das Verhängnis der Generationsabfolge vollzog sich auch bei den Ravensburgern.

Zum abnehmenden Verantwortungsgefühl, der erlahmenden Geschäftsfreudigkeit und der Einbuße an kaufmännischer Gediegenheit, die sich auch bei den Gesellen bemerkbar machte, kam anderes. Der Han-

del war auch in Deutschland stärker auf Spekulation gestellt als früher; um sich oben zu halten, bedurfte es schneller Entschlüsse, raschen Zugreifens. Den Ravensburgern aber war der Wagemut, der Ausdehnungsdrang und der Wille zur Marktbeherrschung abhanden gekommen; schroffere Spielarten des Kapitalismus drängten den ihren zurück, der sich zurückhaltender gebärdete und sich maßvollere Ziele steckte. Verträge wie sie die anderen Unternehmer mit den Fürsten abschlossen, um die Bergwerke oder ihre Ausbeute und Erträge an sich zu reißen, waren der Gesellschaft, die sich in den Geleisen des soliden Warenhandels bewegte, nicht geläufig. Am Edelmetallhandel nahmen sie nur im bescheidensten Umfang und nur gelegentlich teil, und während andere den Bergsegen auffingen, gingen sie dabei leer aus. Dem reinen Geldgeschäft, wie es die Handelshäuser von Siena und Florenz nebenbei oder gar als Hauptsache betrieben, hielten die Oberschwaben sich fern; die Ravensburgische hat kein Geld auf Zins verliehen, und wenn es der Fall war, dürfte es die Ausnahme gewesen sein. Grundsätzlich trieben sie kein Kreditgeschäft; auch wäre die Stadt Ravensburg nach ihrer Lage schwerlich der richtige Ort dafür gewesen. In allem das Gegenteil von Sinnesart und Gebaren, denen die großen Augsburger Geschäfts-

leute huldigten; sie streckten den Fürsten beträchtliche Darlehen vor gegen die Verpfändung bergbaulicher Einnahmen und anderer Einkünfte und wurden dabei ungeheuer reich. Die Ravensburger aber, die nicht so taten, ermangelten damit der Anlehnung an ein mächtiges Fürstenhaus und verstopften sich mit dieser Zurückhaltung Einflußquellen, wie sie den Fuggern offenlagen.

Es war ein Stück Mittelalter, das 1530 mit der Gesellschaft von der Bildfläche verschwand, freilich auch eine der großartigsten Verkörperungen deutscher Kaufmannschaft in unserer Geschichte überhaupt.

Grundlegend als Quellenedition und darstellende Verarbeitung ist *Aloys Schulte*, Geschichte der großen Ravensburger Handelsgesellschaft (1380–1530) 1923. Drei Bände.

Otto Rombach hat den Gegenstand in einem sehr lebensvollen und milieutreuen kulturhistorischen Roman unter dem Titel „Der junge Herr Alexius“ behandelt.

Willy Andreas, „Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende“ (1932, 5. Auflage 1948) ordnet die Ravensburger Gesellschaft in die allgemeine volksgeschichtliche und in die deutsche Wirtschaftsentwicklung des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit ein.

Gegenwart und Urzeit im Lonetal bei Ulm

Von Robert Wetzel

Vor einiger Zeit war in den Zeitungen zu lesen, das Lonetal sei unter die württembergischen Naturschutzgebiete aufgenommen. Ein alter Wunsch der Freunde dieses eigenartigen Albtals ist damit erfüllt, und sie alle, Wanderer wie Urgeschichtler, haben unserem Naturschützer *Hans Schwenkel* dafür zu danken, daß wieder eine schöne schwäbische Landschaft auf absehbare Zeit von aller technischen Verwüstung ausgenommen bleiben soll.

Auch viele Schwaben kennen vom Lonetal kaum mehr als die Namen Urspring und Lonsee abwärts Amstetten an der Ulmer Bahn, und allenfalls das Bild des oberen Tales vom flüchtigen Vorüberfahren. Die Lone entspringt in Urspring aus einem Topf, zu Füßen eines eiszeitlich bewohnten Felsens im Westen, eines Römerkastells im Osten. Bei Wester-

stetten verläßt die Bahn ulmwärts das Tal, das dort aus seinem Südostverlauf nach Osten biegt, um von Breitlingen an in ost-nordöstlicher Richtung durch die Ulmer und die Heidenheimer Alb zur Mündung der Lone in die Hürbe und mit ihr in die Brenz zu ziehen. Auffallend am Lonetal bleibt schon sein Längslauf durch die Alb. Merkwürdig ist die Versickerung des Baches fast über die ganze Hauptstrecke von Breitlingen bis zum Dorf Lontal; nur ab und zu für Tage und selten über Monate läuft „der Loatl“ im ganzen Tal – ein Ereignis für die Umgegend, wenn auch nicht immer genau in Übereinstimmung mit der alten Meinung, das Fließen der Lone bedeute Krieg¹. Eigenartig ist die Landschaft des Lonetales. Seine Hänge sind meistens weder steil noch tief geschnitten, und mit der wilden Schönheit des Donautales kann das Lonetal sich nirgends messen. Wohl ragen auch hier die hellgrauen Felsen des weißen Jura Epsilon in manchmal imposanten Formen aus den Wäldern der Talhänge – so auch

¹ Zur Zeit fließt die Lone nicht ...



Der Stadel (1935), die bekannteste der „offenen“ Lonetalhöhlen

die altbekannten Höhlenfelsen des Fohlenhauses, des Bocksteins und des Hohlensteins. Die eigentliche Schönheit des Lonetals liegt aber nicht so sehr in diesen romantischeren Bildern, als vielmehr in der milden Stille seiner Formen und seines Lebens.

Das Lonetal liegt außerhalb fast allen Verkehrs. Mit Ausnahme des volkskundlich bemerkenswerten Hungerbrunnentales² steht es mit der nahen Hochfläche nur durch kurze, trockene Seitentälchen in Verbindung. Die Landstraße von Ulm nach Heidenheim schneidet an seiner flauesten Stelle durch das Tal, das sonst nur von einigen örtlichen Querverbindungen gekreuzt wird. Wo nicht gerade Holz zu hauen oder einmal der Fuchs zu jagen ist, liegt der Talgrund – über die ganze Trockenstrecke heute ohne Siedlung – friedlich einsam, bis auf die wenigen Tage im Juni und August, an denen das Heu und Ohmd seines lang geschwungenen Wiesenbandes von den hereinbrechenden Völkerscharen der umliegenden Dörfer mit viel fröhlichem Getöse geerntet wird. Während wacholderbestandene Schafweiden und auch Felder den oberen Talabschnitt umrahmen, sind fast alle Hänge der Nordoststrecke und ihrer Seitentälchen mit Wäldern bekleidet, die sich stellenweise in große Forsten fortsetzen, das Englenghai, den Ballenhardt, den Sparrenwald. Nicht wenige dieser Wälder sind auch hier im Lauf der letzten 80 Jahre zu unguuten Fichtenäckern umkultiviert. Viele aber haben noch schöne Bestände an Eichen und Buchen, Birken und Linden – der Boden der Südhänge blau von Leberblümlein, am Nord-

hang weiß von Schneeglöckchen, in den kahlen Lücken Küchenschelle und Akeley, und Eisenhut und Türkenbund im Hochwaldschatten. Was immer heut an Wild noch lebt auf unsrer Alb, fühlt sich hier wohl – Wildschwein und Rehe rudelweise, die Füchse und die Dächse, die mit den Eulen alle Spalten im Gefels besiedeln und als die letzten, harmlosen Bewohner lang verschütteter Höhlen uns den Weg zu ihrem Eingang weisen. Hier lebt die Eidechse und der Hirschkäfer, der Apollo und der Trauermantel. Reiher und Milane streichen durch den Grund, und die Feder, die der Lontaler am hohen Strohhut trägt, verliert der Bussard, wenn er mit ganzen Scharen seinesgleichen hoch über dem Tale schwebt, sein heller Schrei der einzige Laut in der Stille eines ganzen langen Sommertages.

Aber das heut so stille Tal hat seine Geschichte, und seit bald 90 Jahren ist die Wissenschaft am Werk, ihre Spuren aus tiefer Verschüttung auszugraben, zu bergen und zu deuten. Die Bemühung der Forscher gilt dabei in erster Linie den Höhlen, in deren Schuttschichten und Lehmen die Hinterlassenschaft vergangener Jahrtausende am sichersten bewahrt geblieben ist. Es ist bezeichnend für die Geschichte der Erforschung des Lonetals, daß gleich die erste große Grabung (*Oskar Fraas* 1862) nicht eine alte, offene Höhle angeschnitten hat, sondern die Bärenhöhle des Hohlensteins, deren versteckten Eingang der Fuchs dem Förster verraten hatte. Neben ganzen Wagenladungen von Höhlenbärenknochen sind dabei zum erstenmal auch Kulturgegenstände der Steinzeiten und früherer Metallzeiten gefunden und leider noch zu wenig beachtet worden. Später wurden auch offene Höhlen des Tales ausgegraben, so das Fohlenhaus und, sorgfältig und ergiebig, die Bocksteinhöhle (*Oberförster Bürger* 1883). Die größte der offenen Höhlen allerdings, der Stadel im Hohlenstein, hielt seine Schätze vor den vielfachen Probergrabungen der Jahre 1883–1935 im Schutz der früher wohlbekannten Eingangsmauer verborgen, die die Ulmer um 1550 bauten, um Raubgesindel aus der Höhle fernzuhalten. Den Anstoß für die Wiederaufnahme der Lonetalforschung gab die Ausgrabung der Vogelherdhöhle (*Riek* 1931). Die Entdeckung dieser berühmten Fundstelle setzte die Tradition der Bärenhöhle fort; ein Außenseiter (*Reichsbahnoberssekretär Mohn* 1931) wurde durch die sorgsame Beobachtung eines Dachsbaues zu der Vermutung einer verschütteten Höhle geführt. In den folgenden Jahren ist auf diesem, nachgerade lontaltypischen Wege über ein halbes Dutzend kleinerer Höhlen entdeckt und aus manchmal doppelttiefer

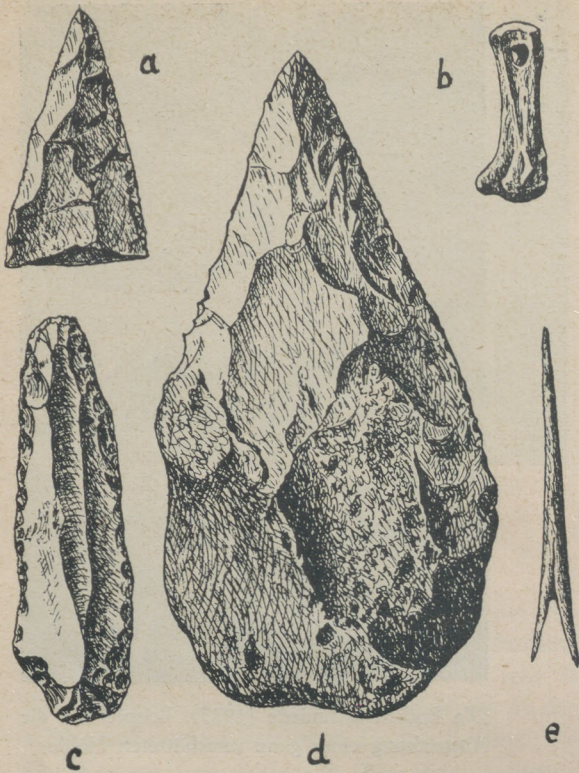
² Siehe „Schwäbische Heimat“, 1950, Heft 3.

Verschüttung freigelegt worden (Wetzel mit Anton Bamberger aus Stetten ob Lontal 1932–1939); die besten Funde ergab die Bocksteinschmiede neben der alten Bocksteinhöhle. Endlich mußte auch der Stadel im Rahmen einer systematischen Durchforschung des Tales seine Schichten zu ersten, bedeutungsvollen Funden freigeben (Wetzel und Völzing 1936–1939). Nur der Ausbruch des Krieges konnte die urgeschichtliche Erforschung des Lonetales auf dem sicheren Weg zu weiteren, wesentlichen Ergebnissen anhalten. Ein Überblick über das bisher Bekannte gibt gleichwohl auch heute schon ein eindrucksvolles Bild der großen Zeiten, die unser Tal, jetzt so verlassen, einst erlebte. Wer zur Eiszeit, vor zwanzig-, fünfzig-, ja hundert- und mehr als hunderttausend Jahren durch Europa hätte reisen und sich bilden wollen an einigen Brennpunkten internationaler Hochkultur, der hätte etliche Gegenden in Spanien und Frankreich, in Mähren – und in Deutschland das Lonetal besuchen müssen. In keiner Kälteperiode des Eiszeitalters war es von den Alpengletschern und ihren Moränen erreicht. Wertvolles Werkzeugmaterial alpiner Donaugerölle und weißjurasischer Kieselknollenfelder fand sich in der Nähe. Mit seiner damals reichlich fließenden Lone zog das Tal durch ein wasserarmes Steppenland, dessen Großwildherden, Wildrinder, Pferde und Rentiere, Mammut und Nashorn, sich Nacht für Nacht durch irgend ein „Täle“ zur Tränke ins Tal verzogen haben mögen. Die vielen Höhlen dort boten Unterschlupf für alles Lebendige, das täglich seinen Zins vom Großwild nahm – für die Löwen und die Bären, die Wölfe und Hyänen, und für den Menschen. Der Mensch der Eiszeit lebte von der Jagd und allenfalls vom Sammeln wilder Früchte. Ohne diese Lebensweise wesentlich zu ändern, wuchs er durch die Jahrhunderttausende langsam heran – im Schatten einer Natur, in die er sich, entlassen aus dem Paradies unbewußter Instinktsicherheit, mit seinem erwachenden Verstande mühsam einzupassen hatte, in einer kargen Pflanzenwelt, die er noch in keiner Weise zu seinen Gunsten zu verändern, und in einer reichen Tierwelt, vor deren übermächtiger Vielzahl und Körperkraft er nur knapp sein Leben zu wahren vermochte. Längst kannte er das Feuer. Nur wenige Spuren seines geistigen und sozialen Lebens und nur seltene Reste seiner Geräte aus vergänglicheren Stoffen hat er hinterlassen; um so öfter aber finden wir die unverwüstlichen Werkzeuge, die er aus „Feuerstein“ geschlagen hat (noch nicht geschliffen), und die den eiszeitlichen Kulturen zu ihrem Namen der alten Steinzeit verholfen haben. Schon bevor in der jüngeren Altsteinzeit, während



Die Bocksteinschmiede (1935), Beispiel für die Ausgrabung einer ganz verschütteten Höhle

der letzten der bisherigen Eiszeiten, der Mensch von unsrer Art erschien, der *Homo sapiens*, der „weise“ ..., und alsbald ausnahmslos das Feld beherrschte, hat es Menschen und bemerkenswerte Kulturen gegeben. Mit ihren unheimlichen Überaugenwülsten am niedrigen und langen, großen Schädel, den vorgebauten Kiefern ohne ausgeprägtes Kinn, der gebeugten Haltung des gedrungenen Leibes sind aus dieser alten Zeit vor allem Reste aus der Formengruppe der „Neanderthaler“ bekannt geworden, die aber eher als eine Abart denn als die Ahnenformen des modernen Menschen gelten müssen. Viel eher könnte der Schädel von Steinheim an der Murr, der berühmte „Steinheimer“, mit seinem etwas grazileren Bau den Typus einer solchen Ahnenform sowohl, als auch des Trägers einer altpaläolithischen Hochkultur repräsentieren, wie sie besonders schön im Lonetal sich fand. Ihre ungeschäftet benutzten Faustkeile und Spitzen, in jedem Sinn die „Spitzenleistung“ jener Zeit, waren spärlich schon am Vogelherd und zu Hunderten in der Meisterwerkstatt der Bocksteinschmiede vertreten, manchmal in vollendet symmetrischen, fein ausgeschafften Stücken, bisweilen in ausgeprägtem Linkshänderwerkzeug. Auch das erste aus dieser Zeit bekannte Schmuckstück oder Amulett – einen kleinen, durchlochten Schwanzwir-



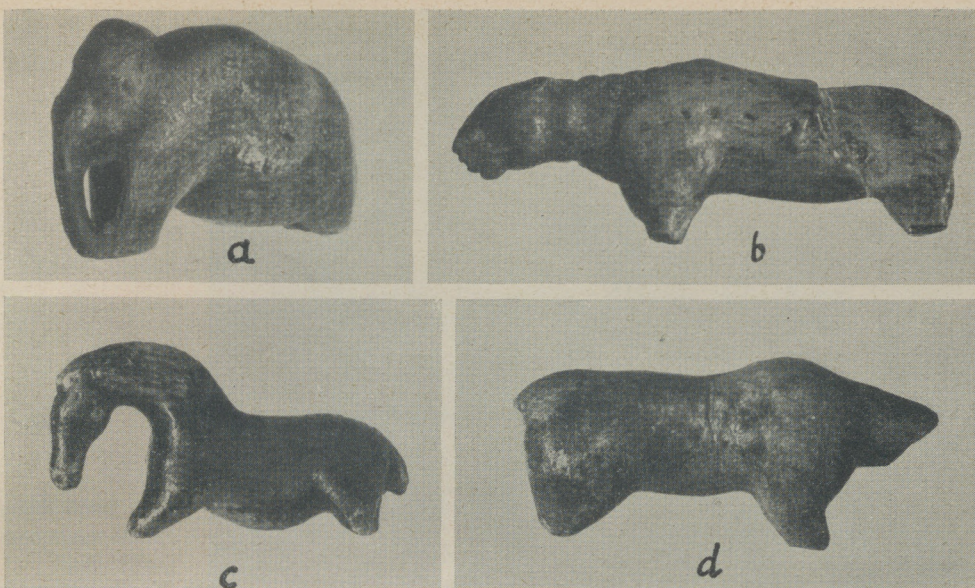
a Spitze, b „Anhänger“ (durchbohrter Schwanzwirbel), d Faustkeil aus dem „Micoquien“ der Bocksteinschmiede; c Klingenschaber, e knöcherne Pfeilspitze aus dem „Aurignacien“ vom Vogelherd

bel – lieferte die Kultur der Bocksteinschmiede (nach französischen Parallelen ein späteres „Acheuléen“ in der besonderen Form des „Micoquien“). In der Folge bestätigte sich auch hier die Erfahrung, daß jene Hochkulturen von einer sehr viel niedrigeren Kultur mit meistens liederlich und roh geschafftem Werkzeug überlagert werden. Leider sind – bis auf ein wenig aufschlußreiches Oberschenkelstück aus einer alten Spitzenkultur des Stadel – auch im Lonetal bisher die Menschenfunde nicht gehoben worden, die uns eine naheliegende Beziehung zwischen den menschlichen Körperformen und der Höhe ihrer Kulturen erkennen lassen könnten.

Eindeutig belegen aber die Lontalfunde den großen Schritt der körperlichen und kulturellen Weiterbildung, den die Menschheit in der nun folgenden Zeit, vor vielleicht schon 100 000 Jahren, mit dem Übergang zum Homo sapiens vollzog. Aus dieser jüngeren Altsteinzeit sind im Vogelherd überreiche Schmal-klingenkulturen des „Aurignacien“ erschlossen worden, die vorher u. a. reichlich in der alten Bockstein-

höhle, auch in der Bärenhöhle, und seither spärlich auch in der Bocksteingrotte und im Stadel sich gefunden haben. Trefflich geschaffte Schaber und Klingen aus eigens ausgesuchtem buntem Stein, knöcherne Werkzeuge und Waffen, jetzt auch die Fernwaffen der Pfeile und Harpunen, Schmuck, weither gesammelte Raritäten wie Liasammoniten und tertiäre Muscheln, ergeben das blühende Bild eines neuen Menschenschlages, und die Menschenknochen, die der Vogelherd uns schenkte, der eine Schädel vor allem in seiner klaren Schichtenlage, zeigen denn auch typisch alle Zeichen dieses neuen, des modernen Menschen. Die Knochen stammen wahrscheinlich, wie so oft auch anderwärts, aus einer Kannibalenmahlzeit. Was aber diese neuen Menschen ganz besonders kennzeichnet und weit über ihre Vorfahren und die meisten ihrer Nachfahren hinaushebt, ist die bildende Kunst, die „man“ damals so selbstverständlich geübt zu haben scheint wie die alltägliche Werkzeugherstellung. Eine Kunst, die uns, mindestens in Europa, so unvermittelt und so übergangslos hochentwickelt gegenübertritt wie der ganze Homo sapiens überhaupt – ein, nebenbei bemerkt, noch durchaus ungeklärter Vorgang. Zwar hat uns bisher keine Albhöhle irgendwelche Wandmalereien dieser Zeiten überliefert, wie die französischen und spanischen Höhlen; die Weißjurawände sind, und waren schon damals dafür ungeeignet. Aber am Vogelherd sind aus der reichen künstlerischen Hinterlassenschaft der Bewohner kleine, elfenbeingeschnitzte Plastiken geborgen worden, deren Schönheit und Ausdruckskraft von den besten west- und osteuropäischen Funden kaum erreicht und nirgends übertroffen wird. Diese Plastiken, fast lauter Tiere, das melancholische Mammut, das unerwartet moderne Pferdchen, der herrlich gestraffte Panther, der Bison . . . , sind, fern von jedem Naturalismus der Darstellung, wirkliche „Bilder“ vom Wesen der abgebildeten Tiere. Bilder, die wohl auch im Banne magischer Jagdzaubervorstellungen entstanden sind, doch ohne daß dies ihren Kunstwert im geringsten schmälern könnte.

Die folgend jüngeren Schmal-klingenkulturen der jüngeren Altsteinzeit, der Rentierzeit des „Magdalénien“, sind im Lonetal an vielen Stellen vertreten – im Hohlenstein, am Vogelherd, am Bockstein und andernorts. Auch aus der problematischen, dem Spät-aurignacien angeschlossenen Kultur des „Solutréen“ konnte Riek in der Urspringer Höhle zwei schöne, typische Lorbeerblattspitzen bergen. Es fand sich aber bisher noch kein Platz, den man als so maßgebendes, schaffendes Zentrum dieser Phasen der



Elfenbeinplastiken aus dem „Aurignacien“ vom Vogelherd: a Mammut (Rüssel ergänzt), b Panther, c Pferd, d Hirsch (Ren)

menschlichen Kulturentwicklung ansehen dürfte, wie für die vorhergehende Zeit den Vogelherd und für die Faustkeilzeit die Bocksteinschmiede. Immerhin liegen schöne Belege für die nun besonders reichliche und sorgfältige Knochenbearbeitung vor, und der Stadel lieferte kurz vor dem Kriegeausbruch noch zwei Holzperlen als bemerkenswerteste Fundstücke.

Mag der Großfundplatz für diese späten Altsteinzeitkulturen noch auftauchen oder nicht – sicher hat sich aus der weiterhin folgenden Zeit des schmelzenden Eises, vor 15-, 10-, 8000 Jahren bisher überhaupt noch keine eigentliche Niederlassung im Lönetal gezeigt. Um so eindrucklicher ist der Einzelfund der Kopfbestattung im Stadel. Mögen die Fischer und Jäger dieser ausklingenden Altsteinzeit gewohnt haben wo sie wollen, das gewaltige Höhlentor des Stadels hat sie angezogen, um einen Ritus zu vollziehen, den wir aus gleichen Zeiten lange schon vom Kaufertsberg und von der Ofnet kennen. An der Schwelle des Stadels lagen unmittelbar unter der mitteralterlichen Mauer, in einer engen Grube auf Steinpflastern in Rötelerde sorgsam beigesetzt, die abgeschnittenen Köpfe eines Mannes, einer Frau und eines kleinen Kindes, die Schädel der Erwachsenen mit einer Steinwaffe rechtshändig eingeschlagen, der Hals der Frau umgeben noch, als Kette offenbar, von einem Dutzend Zähne des „Frauenfisches“ Rutilus, der damals in der Donau noch gelebt zu haben

scheint. Ein bemalter Kiesel, bezeichnend für das „Azilien“ der letzten alten, oder der beginnenden mittleren Steinzeit, wurde als bisher einziger, möglicher Beleg für die Kultur der Akteure dieses schauerlichen Schauspiels schon vor Jahrzehnten im Stadel gefunden.

Schließlich hat auch die neue Steinzeit das Lönetal berührt, die Zeit der großen Wende der Kulturen vor 6000 oder 7000 Jahren. Anthropologisch spaltete sich die Menschheit jetzt immer deutlicher in vielfältige Formengruppen auf mit sehr verschiedenen Kulturen. Vor allem aber vollzog sich nun die grundlegende Wandlung der menschlichen Lebensweise und damit der kulturellen Lebensformen, die Wandlung zu der Neuzeit, die wir in unsrer Jugend noch wesentlich vorherrschen und erst im Laufe unsres kurzen Lebens – wiederum grundlegend – zur neuesten Zeit sich wandeln sahen. Noch nicht so sehr verändert ist mit der neuen Steinzeit die Technik der Bearbeitung von Stein und Knochen, die die feinsten Waffenspitzen aus geschlagenem Stein, und nun auch schön geschliffene Steinbeile und zierliche Knochenadeln gezeitigt hat. Aber jetzt lernt der Mensch dazu in Häusern und Dörfern zu siedeln; Tiere werden gezähmt und als Haustiere gehalten, Feldfrüchte ausgewählt, gezüchtet und angebaut. Die Natur wird nicht mehr weiter nur beherbt in ihrem Überfluß, den sie leicht entbehrt; sie



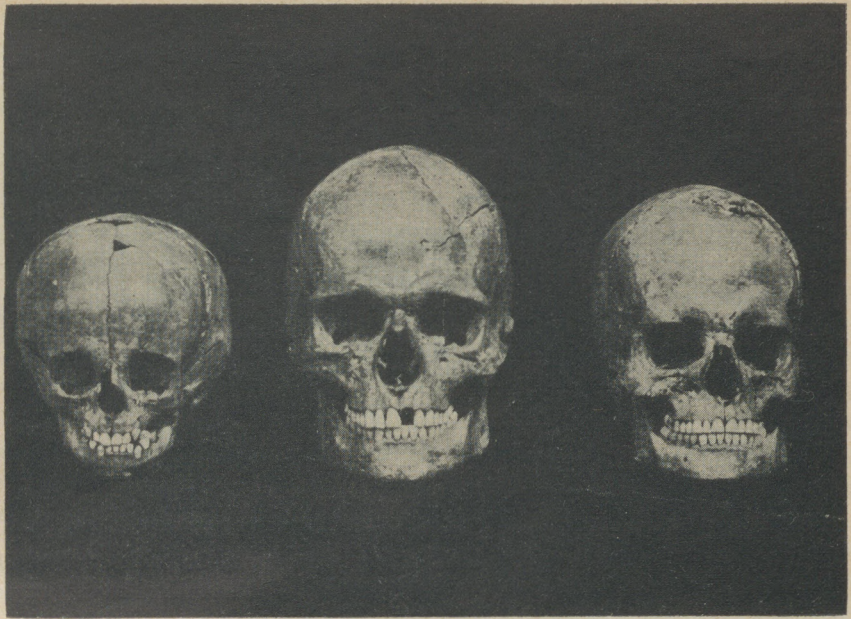
Die Kopfbestattung im Stadel während der Ausgrabung

wird verändert und geführt nach des Menschen Willen und Berechnung – der Weg zu allem „Fortschritt“, und zur Katastrophe, ist beschritten. Noch ist sie fern; alle wesentlichen Handwerke erblühen, voran die Töpferei, die sich, bezeichnend für alle echte Kultur, im Zweckgebundenen nicht erschöpft, sondern im Formenspiel und Ornament die Freude des Lebendigen am Ausdruck offenbart. Die Siedlung zieht sich um die bebaubaren Felder zusammen, und die Jagd, seit dem Ende der Eiszeit fast ohne Großwild, ist seitdem nurmehr Nebensache oder Notwehr zum Schutz der Äcker und der Herden. Gewiß, fast jede Höhle, jedes Felsendach des Lontales birgt auch aus dieser Zeit die Spuren flüchtigen Aufenthaltes durchziehender Jäger; auch einige Tote wurden begraben in der schon fast zugewohnten Höhle am Vogelherd. Aber nur der Stadel wiederum enthielt die Reste einer intensiveren Besiedlung – im Blitzlicht allerdings eines dramatischen Ereignisses, das aus dem typisch Allgemeinen aller früheren Funde zum echt einmalig Geschichtlichen überleitet. Die Stadelhöhle, schon in der alten Steinzeit an ihrer Schwelle mit zyklischen Kalksteinbrocken verbarrikadiert, erhielt in der neuen Steinzeit eine Eingangspallissade, deren vierfache Pfostenreihe lückenlos in Bodenverfärbungen genau unter der mittelalterlichen Mauer zu erkennen war. „Bandkeramiker“ scheinen unter ihrem Schutz die Höhe

bewohnt zu haben. Wenn es eine letzte Zuflucht war, die sie hier suchten, so war sie trügerisch. Leute mit „Rössener“ Keramik sind es wohl gewesen, die diese Festung gebrochen und, wahrscheinlich zur selben Zeit, am Höhleneingang über 40 Menschen, fast nur Kinder und Jugendliche, geschlachtet und ihre Knochen in Stücke geschlagen haben. Vor der Höhle, vor allem aber in einer steinumhegten Grube hinter ihrem Eingang, sind diese Knochen zu Haufen gefunden worden, vermischt mit Resten von Pferden, Schweinen und Ziegen, mit Scherben und Feuersteinwaffen. Die Asche großer Feuer deckte den Ort des Grauens, und Rössener Leute haben dann offenbar noch einige Zeit in der Höhle gewohnt.

Auch später noch sind ab und zu die Menschen der frühen Metallzeiten an unseren alten Lontalhöhlen und -felsendächern gesessen und haben so gut das eine oder andere bronzene Gerät, Waffen- oder Schmuckstück liegen lassen, wie dann die Römer ein Schlüsselchen aus Terra sigillata, ein mittelalterlicher Reiter seinen Spieß und einen Sporn, ein Wanderer der Neuzeit das Taschenmesser oder seine Tabakspfeife. Die Zentren des Lebens aber lagen längst abseits vom Lontal, und jeder Blick auf eine Karte des mittleren des unteren Talabschnittes zeigt die vielen Grabhügelfelder, Römersiedlungen, Keltschanzen dieser Zeiten, und sowieso die Dörfer der endgültigen alemannischen Besiedlung, auf den um-

Die Schädel
der Kopfbestattung nach
der Zusammensetzung:
links: Kind,
Mitte: Mann,
rechts: Frau

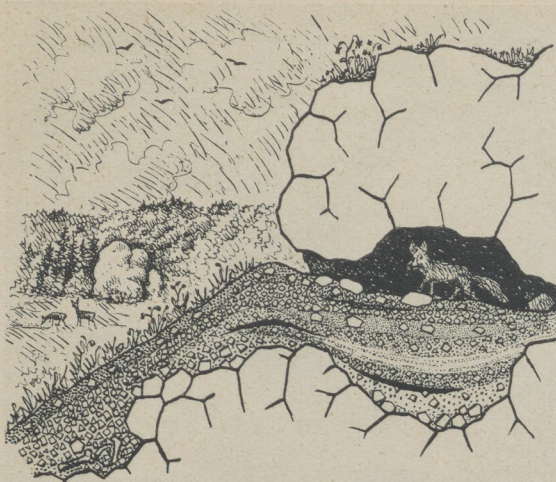


gebenden Höhen. Nurmehr gelegentlich berühren Geschichte und Kultur die Einsamkeit des Tales, das „große Welt“ gewesen war und vorerst nicht mehr werden wird.

Für das Geschichtsbewußtsein eines Volkes kann es nicht ohne Bedeutung sein, wenn es von noch so fernen Zeiten her die Folge der Kulturen seines Heimatbodens kernen lernt. Ganz besonders gilt dies für ein Land wie Schwaben. Denn seine Geschichte ist geradezu gekennzeichnet dadurch, daß zwar die „Früheren“ immer wieder von den „Späteren“ abgelöst wurden, daß sie aber immer auch zum Teil, die alte Art bewahrend, neben und mit ihren neuen Herren weiter im alten Gäu gelebt haben. Radikale Vorgänge, wie der Ausrottungskampf im Stadel, oder auch ältere Spuren von Mord und Totschlag und selbst Menschenfresserei, entsprachen Sitten und Gebräuchen, die zu ihrer Zeit weltweit verbreitet, kultisch bedingt und selbstverständlich waren. Sie sprechen nicht gegen die schwäbische Regel, die schon die Grundzüge unsrer Siedlungsgeschichte bestimmt haben mag — die Kontinuität ohne Brüche, den Wechsel unter Erhaltung der Überlieferung, den Umbau mit weitgehendem Einbau des vorher Bestehenden. Wir sind zwar weit entfernt von jedem wissenschaftlichen Beweis, daß auch nur aus den alten Metallzeiten, geschweige denn aus jungen und gar alten Steinzeiten noch unmittelbare Bindungen

zu uns herüberführen. Wer aber die ganze, anthropologische Vielgestaltigkeit der Lonetalumgebung kennenlernte, in jahrelanger Arbeit eng verbunden mit den Männern, die in glühendem Interesse und nicht nur um des Taglohns willen auf ihrem Posten die Forschung gefördert und in allen Phasen verfolgt haben — dem ist der Gedanke nicht fremd, daß hier auch irgendwie ältere und alte Zeiten noch lebendig sind. Und noch näher kann uns eine solche Vermutung liegen, wenn sich unter vielen noch umlaufenden Sagen des Lonetals (Keller 1944) die merkwürdige Warnung findet, es mögen sich die Kinder hüten vor dem Stadel, wo sie der Teufel hole. Ausgerechnet die Kinder, und ausgerechnet nur am Stadel. Wir erinnern uns, daß auch der Name der „Heidenschmiede“ in „Heidenheim“ um viele Jahrhunderte älter ist als der neuzeitlich wissenschaftliche Nachweis, daß hier wirklich „Heiden“ der alten und spätestens noch der mittleren Steinzeit ihre Steinwerkzeuge „geschmiedet“ haben ¹.

¹ Daß ein „Schmieden“, geschmeidig machen, eigentlich nur für die Metallbearbeitung gelten sollte und nicht für die Herstellung von Steinwerkzeug, konnte mich doch nicht abhalten, der Bocksteinschmiede ihren Namen zu geben — zur Kennzeichnung der dortigen Werkstatt überhaupt, und auch als Anklang an die nahe und verwandte Heidenschmiede.



Heutiges Bild einer verschütteten Höhle mit steinzeitlichen Kulturschichten (Schema). Oberhalb des hellen Lehms (in der Mitte) die Kulturschichten der jüngeren, unterhalb der älteren Altsteinzeit

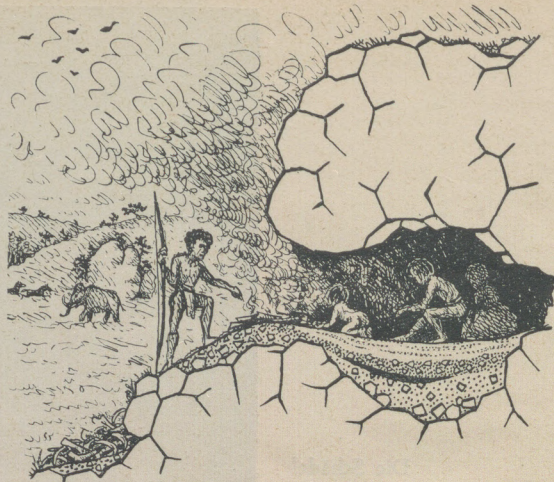


Bild derselben Höhle zur jüngeren Altsteinzeit („Aurignacien“). Unter dem hellen Lehm (oberste Schicht) die Kulturschichten der jüngeren Altsteinzeit

Die besondere wissenschaftliche Richtung und Bedeutung der Durchforschung des Lonetals liegt aber trotz allen hervorragenden Kultur- und Menschenfunden nicht so sehr in deren blendenden Einzeldokumenten, als vielmehr in der bescheideneren Verarbeitung aller noch so reichen oder noch so kümmerlichen Aufschlüsse zu einem stratigraphischen Zeitbild. Auch die scheinbar sichersten Regeln europäischer Kulturenfolge entbinden uns nicht von der wissenschaftlichen Verpflichtung, diese Folge an jedem Fundort neu zu prüfen auf Grund einer Zeitordnung, die unabhängig von den „Typen“ der Kulturen festliegt; denn die Kulturen könnten wandern, sind gewandert – mit den Menschen, die sie schufen und trugen, oder ohne volksmäßige Umschichtung in Übernahme oder Übertragung. Die Schichten sind es, die „Straten“, die uns in ihrer regelmäßigen Verschiedenheit ein Gerüst der „relativen“ Zeitenfolge liefern und zudem in ihrer einzelnen Zusammensetzung ein Bild von den „absoluten“ Klimaumständen ihrer Entstehungszeit vermitteln können – ergänzt durch die Kenntnis der zugehörigen Pflanzen und Tiere, die auf klimatische Veränderungen empfindlich reagierten und somit „Kältebilder“ und „Wärmebilder“ der Faunen und Floren hinterlassen mußten. So ist es für die Beurteilung der europäischen Kulturgeschichte wesentlich zu wissen, was

eine nur 20–30 cm dicke Lehmschicht geologisch bedeutet, die in den Profilen der Bocksteinschmiede, des Vogelherds, und angedeutet auch des Stadels erscheint. Kann dieser Lehm als Niederschlag der letzten Zwischeneiszeit angesehen werden, so sind die darunter liegenden Kulturen der älteren Altsteinzeit ungefähr gleich alt, eher älter, wie die entsprechenden ähnlichen Formen der westeuropäischen Kulturzentren. Ist dieser selbe Lehm aber nur in einer Zwischenschwankung der letzten Eiszeit selbst entstanden, so könnten jene Lonetalkulturen erheblich jünger sein als die entsprechenden französischen, und das Lonetal wäre vielleicht nur eine nachgeordnete Provinz, zu der sich erst sehr spät die anderwärts geschaffenen Kulturen durchgesprochen hätten. Wir wollen sorgsam die Gefahr einer voreingenommenen Begutachtung der Funde vermeiden, wie sie sich aus so zugespitzter Fragestellung ergeben möchte. Aber es soll uns auch nicht verborgen sein, welch tiefe Fundamente unsres Bilds von der Geschichte unsrer Welt, und welche tiefen Gründe des Gefühls zu unsrer schönen Heimat vom scheinbar nüchternsten Bereich der Sonderwissenschaften her berührt und angesprochen werden. Möge das Lonetal, das schöne, stille und geschützte, auch künftig noch auf unser Fragen manche gute Antwort geben dürfen.

Wie man bei den Schwaben in Bessarabien und in der Dobrudscha Weihnachten und Neujahr feierte

Von Hedwig Bauer

Tannenwald gibt es in Bessarabien wenig und in der Dobrudscha gar nicht. Infolgedessen waren die Tannenbäume auch teuer, denn sie mußten von Siebenbürgen in die Schwarzmeergegenden eingeführt werden. Besonders in der Dobrudscha machte man sich daher zumeist falsche Tannenbäume, indem man Akazien oder Schlehen mit grünem, tannennadel-ähnlich geschnittenem Papier verkleidete.

Am Heiligen Abend, dem Christtobed, war eine Weihnachtsfeier in der Kirche. Dort stand ein großer Christboom, ein echter Tannenbaum mit farbigen Kugeln und Kerzen, der vom Kirchengeld bezahlt war; bis nach Heilig drei König blieb er stehen. Ein schulentlassenes Mädchen trat als Christkind auf, in weißer Kleidung, mit einem feinen Linnen oder Schleier über Kopf und Gestalt, manchenorts auch mit einem roten Stirnband oder einem Kranz aus Wachsb Blumen; bei ihm waren mehrere ähnlich verkleidete Engel mit goldenen Flügeln, und alle zusammen sangen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her usw.“ Unsere anderen Weihnachtslieder wie: Stille Nacht, Ihr Kinderlein kommet, Alle Jahre wieder, O du fröhliche, o du selige, Welch ein Jubel, welche Freude usw. wurden dann von der ganzen versammelten Gemeinde gesungen. Zuletzt kam die Bescherung der Kinder durch die Gemeinde. Sie hatten ihren Platz auch vornedran beim Christkind. Gedichte mußten sie sagen, die sie in der Schule gelernt hatten. Am Schluß kriegte jedes Kind sei' Dut', die etwa vier Pfund wog und folgende gute, aber auch nützliche Dinge enthielt: Strohnisse (= Erdnüsse) und Walnüsse, ein paar Zuckerle oder „Schlotzerle“, zwei Äpfel, eine Mandarine, Feigen, Lebküchle, einen Bleistift, einen Löschgummi (Radiergummi), einen Federstock (Federhalter) und eine Feder, dazu noch zwei Hefter separat.

Nach der Feier ging „das“ Chor von der Kirch zu den Schwerkranken, um bei ihnen ein paar Kirchenlieder zu singen.

Auf dem Heimweg mußten die Eltern ihre Kinder gleich fest zu sich nehmen, denn man war jetzt schon nicht mehr sicher vor den Rutenhieben des Pelzemärts. Der Nikolaus, dieser sogenannte Pelzemärtl oder Pelzebock, der nicht am 6. Dezember, sondern an Weihnachten kam, hinterließ wohl einen viel stärkeren Eindruck als das Christkind. Er kommt auch

jetzt noch bei vielen dieser Flüchtlingsfamilien von dort unten vor. Die Kinder sagen „scho, eb er kommt“, in froher Spannung:

Pelzemärtl, komm herei, / Bring mer schene Sache
Äpfel, Bira, Nussa, / Mach mer kei Verdrusse, [rei,
Lauter schene Sache, / Daß mer driber lache!

Draußen poltert er schon. Da tritt er herein! Sein Aussehen und Auftreten kann den Kleinen schon Angst und Respekt einflößen: Er ist bekleidet mit einem Pelzmantel, auf dem Kopf eine „Pudelskapp“ (Pelzkappe), das Gesicht verschmiert mit Ruß, ein Bart aus Wolle (weiß oder auch andersfarbig), hat Glocken anhängen, wird an einer Kette, die ihm um den Leib gebunden ist, geführt von drei oder vier „umkleidete“ Männer (verkleidete junge Burschen). Letztere kommen eigentlich zu den großen Mädle und schlagen sie. Der Pelzmärtl kommt „hereinkrebselt“ auf allen Vieren. Wenn er mit der Rute schlägt und zu grob wird zu den Kindern, ziehen ihn die vier anderen zurück und schlagen ihn auch mit Ruten. Er fragt streng:

„Willscht du bete?“

Da müssen die Kinder wieder beten oder Sprüche sagen, wie sie es eben gerade können:

Denkt euch, ich habe das Christkind gesehen:

Es kam aus dem Wald, das Mützchen voll Schnee,
Mit rot gefrorenem Näschen.

Die kleinen Hände taten ihm weh;

Denn es trug einen Sack, der war gar schwer,
Schleppte und polterte hinter ihm her.

Was drin war, möchtet ihr wissen,

Ihr Naseweis, ihr Schelmenpack,
Meint ihr, er wäre offen, der Sack?

Zugebunden bis oben hin.

Dort war gewiß etwas Schönes drin,

Denn es roch so nach Äpfel und Nüsse.

Die kleineren Kinder machen es leichter und kürzer:

Pelzmärts Knoche, / Bete alle Woche,

Bete mich ins Himmelreich.

Was ich krieg, das eß ich gleich.

Dann kriegten sie von ihm auch eine „Dut“, welche natürlich die Eltern vorher gegeben haben. Wenn er draußen ist, schwindet auch die Angst, und die Keckeren höhnen ihm noch nach: „Pelzemärtl, Ofeloch ...!“

Nun wendet man seine ganze Aufmerksamkeit dem Bescherungstisch zu, der neben dem Christbaum hergerichtet ist. Dort sind zunächst die Geschenke für jeden einzelnen aufgelegt; dahinter aber häuft sich an Naschwerk, was man sich nur wünschen mag: Aus Milch, Zucker und Kakao selbstgekochte Zuk-

kerle, weiße und braune, Äpfel, gepreßte Feigen, Nüsse, Haselnüsse und vor allem Erdnüsse, die ja nicht fehlen durften, dann natürlich noch Rotwein und „Lebküchle“, wie man sämtliches Kleinbackwerk bezeichnete, als da waren: Ausstecherle, Honigbrötle, Sirupkuche, nämlich geschnittene, mittendurch mit Marmelade – womöglich Rosenmarmelade in der Dobrudscha – gefüllte und mit Zuckerglasur überzogene Lebkuchen, Milchstengele, geschnittene Biskuit, durch die Wurstmühle getriebene mürbe Raupen, Riebeleskuchen (= Sträußelkuchen), geriebene Kuchen mit mehreren Zwischenlagen von Marmelade, mit Nüssen gefüllte Strudle, Süßbrot und noch die allbekannten Zöpfe. Hier konnte jeder nach Herzenslust zugreifen, so, daß man oft nicht einmal mehr Bedürfnis nach dem eigentlichen Abendessen, bestehend in Schunken, Sauerkrautwickeln, Speck, Würsten und Weißbrot.

Anderntags, also am „ersten Weihnachtstag“ in der Früh, gehen die kleinen Kinder in der ganzen „Freundschaft“ (Verwandschaft) herum, zuerst zu den Taufpaten, und sagen:

Ich bin en kleiner Kenich (König),
Gebt mer net zu wenich,
Laß mer net so lange steh,
I muß a Häusle weiter geh.

Dann kriegen sie ein paar Lebküchle und ein paar kleine Geldstücke.

Für das Mittagessen hatte man selbstverständlich mehrere Tage zuvor alle Vorbereitungen getroffen, d. h. in jedem Haus 20–40 Gänse oder Enten und Hühner geschlachtet, denn es gab Hühnersuppe mit selbstgemachten feinen Nudeln, „Brates“ (nur von Geflügel), dazu „truckene Nudle“ (breite Nudeln abgeschmelzt), im schwimmenden Fett „brotene“ Kartoffeln, Zibebenreis und als Nachtisch eine „Pflaumensupp“ (gekochte „dörrte“ Zwetschgen mit viel Zucker daran).

Am zweiten Weihnachtsfeiertag war bei allen Deutschen im Südosten, katholischen und evangelischen, Tanz für die jungen Mädchen und Burschen. Er begann nach dem Mittagessen und dauerte bis nachts zwölf Uhr. Unsere wackeren Schwaben schlugen aber auch noch den folgenden Werktag als Tanzfeiertag dazu. Die Buben bezahlten den Tanzsaal und die Musik. In der Dobrudscha hatte man nur einen Spielmann, dessen „Blasbalge“ (Ziehharmonika) ganz bebunden war mit Bändern, welche die Mädle hatten kaufen müssen.

Als besonderer Feiertag wurde dann noch in vielen Gemeinden der folgende Tag, der 28. Dezember, ge-

halten, der sogenannte Wanderstag. Die erwachsene Dorfjugend spannte den Schlitten ein; darauf fuhren alle großen Buben und Mädle in Sonntagskleidern singend und spielend durchs ganze Dorf. Im Anschluß daran wurde wieder getanzt bis Mitternacht.

Da blieb wahrhaftig keine allzulange Pause mehr, bis wieder ein Fest, das Neujahr, zu feiern war. Das alte Jahr wurde abends mit einem Gottesdienst abgeschlossen. Kurz vor Mitternacht wurde es „ausgelitten“. Und gleich, sobald das neue „angelitten“ war, fiel in der Mitte des Orts der erste Schuß, und dann schossen es die Burschen mit Pistolen ihren Mädle an. Wohl der gemüthlichste der dabei vorgetragenen Wünsche lautete:

Mei Wenschle isch net klei, net groß!
(zum draußen bereitstehenden Kameraden):
Konrad, schieß los!

In der Regel kriegte man dann einen Schnaps dafür. Wenn nicht, wußte man auch seinem Ärger poetisch Luft zu machen:

Und habt ihr uns die Verehrung nicht gegeben,
Dann soll euch das Hemd ...

Die weiteren Zeilen und Reime lassen sich aus ästhetischen Gründen gar nicht schriftlich wiedergeben.

Die Kinder fanden zu ihrem, bei allen Festen überall üblichen volkstümlichen Heischerecht am Neujahrsmorgen Gelegenheit, wo sie wieder wie an Weihnachten bei Onkeln und Tanten auftraten mit ihren Sprüchlein, die ganz Kleinen mit:

I bin an kleiner Mann,
Gebt mir fünfzig Ban!
(Ban = rumänisches Kleingeld)

oder:

Ich wünsch, i wünsch, i weiß net was,
Langt ir in d' Tasch und gebt mir was!,

die Größeren mit:

Weil das neue Jahr ist gekommen,
Hab ich mir es vorgenommen,
Euch zu wünschen in der Zeit
Friede, Glück und Einigkeit!
So viel Flocken in dem Schnee,
So viel Tröpflein in dem Regen,
So viel Glück und so viel Segen
Soll Euch Gott, der höchste, geben
In diesem neuen Jahr!

Guten Morgen, Vetter (Bäse) N. N.!

Wieviel von alledem hat eine Verwandschaft im Württemberger Land!?

Der zuletzt angeführte Neujahrswunsch wird auch hier herum, z. B. im Enztal, den Paten vorgetragen.

Die Erscheinung des Pelzemärtl als einer poltern-
den, schellentragenden Schreckgestalt, als eines ruß-
geschwärzten, an der Kette geführten, vierbeinigen,
dem Beelzebub verwandten „Pelzebock“, der erst am
Heiligen Abend kommt, kennt man mit größeren
oder kleineren Abwandlungen in manchen Land-
strichen Württembergs, z. B. im Welzheimer Wald,
im Murrthal, bei Ludwigsburg, bei Hall, um Nagold
und am oberen Neckar. Kein Wunder, daß sich auch
in Sitte und Brauch so viel Vergleichbares und Ähn-
liches bietet! Klingt uns Schwaben doch die Sprache
der Bessarabier und Dobrudschaner so vertraut.

Vor rund 150 Jahren haben die meisten von ihnen,
vorwiegend aus den evangelischen Landesteilen, etwa
dem unteren Remstal, dem Neckartal oder dem obern
Nagoldtal stammend, ihre Heimat verlassen. Miß-
ernten, fortwährende Kriegsdienste, Drang nach
Freiheit in der Religionsausübung hatten sie zur
Auswanderung veranlaßt. Wenig vermischt mit Men-
schen anderer Stammes und anderer Nationalität
haben die 24 Mutterkolonien Bessarabiens mit ihren
119 Tochttersiedlungen und den in die Dobrudscha
Abgewanderten ihre schwäbische Art erhalten, bis
sie das Jahr 1941 aus ihrer neugewonnenen Heimat
riß. Jetzt hat das Flüchtlingsschicksal viele von ihnen
auf mancherlei Umwegen wieder an den Ort ihres
Ausgangs zurückgebracht.

Der Weihnachtsbaum zu seiner Zeit und zur Unzeit

Abkehr von der Verflachung oder Fortsetzung?

Das Weihnachtsfest ist bei uns durch Verwebung von
uraltem germanischem Brauchtum und christlichem Glauben
zum schönsten unserer Feste geworden. Es ist an
die Stelle der Feier der Sonnenwende getreten, die der
Germane in den mächtigen, dunklen Wäldern und
schneebedeckten Fluren mit vereisten Gewässern aus der
Sehnsucht nach dem Sonnenlicht, dem Segenspender des
Werdenden in Haus und Hof, im Wald und auf dem
Felde, beging. Die grünen Zweige, die er in seiner Hütte
als Symbol des Werdens aufhängte, gingen allmählich
über in den immergrünen, mit brennenden Kerzen ge-
schmückten Tannenbaum, als Symbol des Lichtes der
Welt. Dieser Baum erhöhte mit seinem Zauber in Hüt-
ten wie in Palästen im Kreise der Familie das Weih-
nachtswunder, die Frohbotschaft. Er läßt immer wieder
die Kinderaugen erstrahlen und wirft den Erwachsenen
seinen Schein stets auf die selige Stunde zurück, in der
das Wunder im trauten Kreise der Eltern und Ge-
schwister, in der Geborgenheit der Familie, im tiefsten
Winterabend erblühte. Sein Zauber war es auch, der

dem Herzen des Dorfpfarrers aus Tirol das wunder-
volle Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ entlockte. Und
dieser Baum der stillen Nacht, der Verkünder eines Ge-
heimnisses für Geist und Seele, wurde nicht nur durch
die vorzeitigen vergnüglichen Vereinsweihnachtsfeiern
entweiht, sondern auch nach und nach ein Mittel der
Reklame und bis vor wenigen Jahren, eine Zeitlang, der
politischen Propaganda, deren wahre Zielsetzung das
Gegenteil seiner symbolischen Bedeutung war. Schon
vier Wochen vor dem Weihnachtsfest benützt man ihn
zu diesen Zwecken in den übertriebensten Aufmachun-
gen und vielfach mit den profansten Begleitworten. Seine
vorzeitige Aufstellung begann mit den Vereinsfeiern und
allmählich kam er in die Schaufenster sowie in die Vor-
hallen der Banken, zuletzt nahm der Mißbrauch seiner
Würde und seines Zaubers immer rascher zu. Er mußte
nicht nur zur Unzeit einen Standort in den Warte-
räumen der Bahnhöfe und auf den Türmen und Bal-
konen der Geschäftshäuser in den Großstädten, sondern
auch auf den Marktplätzen und Straßen in Stadt und
Land finden. Aus dem niedlichen Tannenbaum mit dem
natürlichen, lebendigen Kerzenlicht am Weihnachtsabend
in der Hütte wurde zuletzt die zur Unzeit auf die
Straße gestellte haushohe Fichte mit sinnbildloser elek-
trischer Beleuchtung. Der symbolische Baum wird seiner
alten zauberhaften Wirkung immer mehr beraubt, und
Weihnachten kann weder den Erwachsenen noch den
Kindern ein erwartungsvolles Fest mehr sein. Das ist
höchst bedenklich.

Es wendete sich deshalb schon von einem Jahrzehnt
einer unserer schwäbischen Dichter mit scharfen und
dortmals sehr gewagten Worten gegen die Verflachung:

„Und so weit konnte es kommen, ohne daß ein Mensch
aufschrie! – Wir wollen Brauchtümer schaffen und zer-
stören die schönsten, die wir besitzen! – Wissen denn
diese Menschen, was sie zerstören am Kinde? – Wissen
sie, daß sie ihm den schönsten Kindertraum rauben? –
Wissen sie, was sie ihm nehmen an seliger Erwartung,
an gläubigem Staunen? – Wissen sie, was sie zerstören
an der deutschen Seele, an ihren Wurzeln, an den Kin-
dern? – Zu ihnen rede ich nicht, sie würden mich nicht
verstehen, denn ihr Gott ist ihr Konto, ihr Glaube die
Maschine. Warum ich dann überhaupt rede? Weil das
alles gesagt werden muß, schon damit es gesagt sei;
weil eine Wahrheit nur lebendig bleibt, wenn man für
sie kämpft. – Es muß ein an Geist und Seele armer
Mensch gewesen sein, der den Weihnachtsbaum auf die
Straße gezerrt hat.“

Diese eindringliche Mahnung ist seinerzeit verhallt und
der mutige Kampf des Dichters blieb ohne Erfolg.
Was nun dereinst dem Kampf versagt blieb, sollte heute
der Besinnung und Einsicht beschieden sein. Um eine
bessere Zeit zu bekommen, müssen nicht nur günstigere
materielle Lebensbedingungen geschaffen werden, son-
dern es muß sich auch wieder eine Zeit sowohl der Ach-
tung aller vor dem Nächsten, als auch der Ehrfurcht

aller vor dem Würde- und Weihevollen, wie dem Erhabenen und Übersinnlichen anbahnen. Ein besonders wertvoller Schritt hiezu wäre, wenn man den Weihnachtsbaum nur zu seiner Zeit wieder an seinen ursprünglichen Platz stellen und ihn in keiner Weise vor dem Weihnachtsfest erstrahlen lassen würde. Es darf nicht alles nur dem Geschäft oder der Politik, der Reklame oder der Propaganda dienen und nicht alles für alle Zwecke geeignet erscheinen, besonders nicht der deutsche Weihnachtsbaum. Man wolle doch heute nicht mehr bei Vereinen und in der Reklame mit seiner Entwürdigung fortfahren und vollends nicht die Scheinbegründung, mit der vom vergangenen politischen System seine Aufstellung auf der Straße gefördert worden ist, weiterhin aufrechterhalten und ihn fortan schänden. Mit den eingesparten Kosten läßt sich dazuhin da und dort tiefste materielle Not lindern.

Fr. Sch.

Stiftskirche in Stuttgart

Im Fortschritt des Wiederaufbaus des Stadtkerns von Stuttgart wird neuerdings häufiger gefragt: Was wird aus der Stiftskirche? Wann wird man mit ihrem Neubau beginnen? Welche Gestalt wird ihr die Planung geben? Zu diesen Fragen ist zunächst festzustellen: Die Dringlichkeit und Reihenfolge des Wiederaufbaus der großen Zahl zerstörter Kirchen im Stuttgarter Talkessel muß von der Gesamtkirchengemeinde bei ihrer gegenüber dem ungeheuren Schaden so unzulänglichen finanziellen Leistungskraft zu allererst nach dem kirchlichen Bedürfnis bestimmt werden, denn die Überwindung der Raumnot ist für manche Kirchengemeinde eine Lebensfrage geworden. Nebenher konkurriert aber noch eine andersartige, mehr technisch begründete Dringlichkeit. Es ist nämlich nicht zu verantworten, Kirchenruinen tatenlos einem fortschreitenden Verfall preiszugeben, der ihren späteren Wiederaufbau unmöglich macht oder seine Kosten vervielfachen wird. Eine dritte Art der Dringlichkeit des Baubeginns wird von außen her angemeldet, wenn eine Kirche von besonderer Bedeutung inmitten der neu erstehenden Umgebung als Ruine schwer mehr erträglich scheint. Dieser Fall trifft in Stuttgart für die Stiftskirche je länger desto stärker zu. Nach dem kirchlichen Gesichtspunkt der Dringlichkeit hat die Stiftskirchengemeinde mit ihrem durch die Kriegszerstörung zusammengeschmolzenen Bestand eine ausreichende Heimat in der Schloßkirche, ihrer früheren Nebenkirche, gefunden, mag auch bei manchen Gemeindegliedern der Wunsch stark sein, in die alte Stiftskirche mit ihrer großen Tradition zurückzukehren. Die Vorausnahme der Wiederherstellung der Leonhardskirche war durch die Heimatlosigkeit und Raumnot ihrer immer noch großen Gemeinde gerechtfertigt und geboten. Dieser Kirche ist auch unter den drei Altkirchen allein die Schale der Umfassungsmauern vollständig erhalten geblieben, so daß ihre äußere Gestaltung mit Ausnahme

der Frage der Turmerhöhung ziemlich unproblematisch und die Kosten einigermaßen übersehbar waren. Für die dritte Altkirche, die so schwer zerstörte Hospitalkirche, ist allerdings die Notwendigkeit des baldigen Wiederaufbaus von der Gemeinde her noch weniger gegeben als für die Stiftskirche. Eine zurückgestellte Vorplanung sieht hinter der erhaltenswerten Südfront jener Kirche den Einbau eines Untergeschosses und darüber einen großen Gemeindesaal für die Gesamtkirchengemeinde Stuttgart vor, während der Chor, ein edles, feingliedriges Denkmal der Stuttgarter Spätgotik, später zum Kapellenraum für die Hospitalgemeinde werden sollte. Dieser Bauteil darf um seiner Erhaltung willen den Schutz des endgültigen Daches nicht länger entbehren.

Die große Sorge der kirchlichen Verwaltung und ein Gegenstand öffentlichen Interesses bleibt die Stiftskirche. Der schwer zu schätzende Aufwand für ihren Aufbau ist jedenfalls eine siebenstellige Zahl und damit eine für die Stuttgarter Kirchengemeinde untragbar schwere Last, zumal die Wiederherstellung der Gemeindekirchen in allen Stadtteilen aus unmittelbar kirchlichen Gründen dringend verlangt wird. Das Verständnis für diese Lage und der Wille, für den Bau der Stiftskirche als eines der wertvollsten Baudenkmale des Landes und als des eigentlichen Stuttgarter Wahrzeichens die Mitverantwortung zu tragen, ist auch bei Staat und Stadt in dankenswerter Weise vorhanden. Die Landeskirche wird ihrerseits brüderliche Aufbauhilfe nicht versagen. Soll doch die künftige Stiftskirche in ihrer zentralen Lage keineswegs ein leeres Museum vergangener Erinnerungen werden, sondern bei außerordentlichen kirchlichen Anlässen, Tagungen, Festen, bei Predigten des Bischofs, auch bei kirchenmusikalischen Veranstaltungen sich über den Rahmen einer Einzelgemeinde hinaus mit kirchlichem Leben füllen. Auch wird die Anziehungskraft dieser ersten Kirche des Landes mit ihrer alten Tradition der Stiftsprediger nicht versagen, wenngleich die Stadtmitte am Sonntagmorgen nur aus menschenleeren Geschäftshäusern besteht.

Allerdings ist auch kein Anlaß gegeben, ihre Sitzplatzzahl für rund 3000 Besucher, wie schon angeregt wurde, jetzt stark zu vergrößern. Die Kirche bewährt ja ihre Lebenskraft nicht in Massendemonstrationen. Sie hat die Möglichkeit gleichzeitiger Gottesdienste in mehreren Kirchen und kann, etwa auch mit Übertragung, die Nähe der Leonhardskirche nützen. So wird die künftige Stiftskirche ihren alten Baukörper auch in der neuen Gestalt aus sachlichen, finanziellen und baukünstlerischen Gründen behalten. Jede Aufblähung wäre eine vollkommene Zerstörung ihres organischen Zusammenhangs und ihres Denkmalcharakters, die beide durch die Altbestandteile, Türme, Chor und Nordwand, ein für allemal gegeben sind. Ihr Größenverhältnis, das in einem so schönen Bezug zu dem Alten Schloß und der ganzen Umwelt der hier verbleibenden Insel Altstuttgarts steht, fordert Achtung auch beim Neubau des

Kirchenschiffs. Eine Verbreiterung der Kirche auf der Südseite ist übrigens auch durch die Baugenehmigung des Planes zum Haus Oberwegner südlich der Stiftskirche ausgeschlossen. Im Rahmen dieser Gegebenheiten wird freilich keine Kopie des Altbaues und seiner Formensprache entstehen dürfen. Der anders formende Geist der Gegenwart und das gottesdienstliche Leben evangelischer Prägung werden so wenig verleugnet werden wie die Ehrfurcht vor einem aus der Vergangenheit noch erhaltenen Denkmalbestand, mit dem sich das Neue wachstümlich und ohne selbstgefälliges Auftrumpfen verbinden soll. Diese nicht leichte Aufgabe fordert ein erprobtes Können und ein gediegenes Ausreifen der Planung. Die Landeskirche hat das Zutrauen zu dem Bauleiter der Stiftskirche, Professor Seytter, daß der Auftrag bei ihm in den besten Händen liegt, und wird ihn nicht zu einer voreiligen Festlegung in den Entscheidungen drängen, die bei der Ausarbeitung des jetzt möglichen Bauabschnitts noch offen bleiben. Im einzelnen kann vorerst nur soviel gesagt werden: es ist nicht beabsichtigt, die Emporen an beiden Längsseiten des Innenraums der Kirche durch die hohen Fenster zu ziehen wie früher. Bis der Wiederaufbau des Kirchenschiffs in nähere Sicht rückt, wird man an der Stiftskirche nicht müßig bleiben. Die Sicherung der Türme, die beide am Ende des Krieges einsturzgefährdet waren, ist schon abgeschlossen. Da es sich um Maßnahmen des Einziehens von Zwischendecken und um ein festigendes Innenkorsett von Eisenbeton handelte, ist der große Umfang dieser kostspieligen Arbeiten für die Öffentlichkeit nicht sichtbar und sinnfällig geworden. Schon senden jetzt beide Türme, die so lange stumm waren, die Glockenklänge mehrstimmig wieder über den weiten Talkessel hin. Schon tönt die Salve-Glocke dem Alt-Stuttgarter vertraut an Ohr und Herz. Ihr hat sich auf dem kleinen Turm noch die Torglocke zugesellt, nachdem sie von ihrem Querriß nach einem fortgeschrittenen Schweißverfahren geheilt worden ist. Auf den großen Turm ist die schwere Guldenglocke zurückgekommen. Nach dessen Festigung muß man nicht mehr wie früher ihr Läuten rationieren, um die Steinmasse durch ihr Schwingen nicht zu stark zu erschüttern. Eine neue Stundenschlaglocke wird mit der im obersten Gestänge des Turms erhaltenen alten Viertelslocke vom neuen Uhrwerk her bei Tag und Nacht die Zeit ausrufen, und das Silberglöcklein wartet auch auf die baldige Aufhängung, um seine helle Stimme über die mitternächtliche Stadt erklingen zu lassen. So wird die Stiftskirche sich zunächst einmal wieder mit ihrem Glockenklang kräftig in den Wechselgang und Tageslauf des Stuttgarter Lebens einschalten.

Der anschließende, alsbald folgende Teilabschnitt der Wiederherstellung wird der Chorausbau sein. Die durch Bombeneinschläge im Innern der Kirche auseinandergetriebene Südwand des Chors mit ihren im Steingefüge gelockerten und verschobenen Strebepfeilern ist schon längere Zeit her in Ordnung gebracht, und das mit ge-

geradgeschnittenen roten Ziegeln gedeckte Dach, zu dem Herzog Philipp von Württemberg das Holz gestiftet hatte, schützt den Innenraum und die darunter liegende Gruft. Auf der Nordseite zieht ein neues Dach auch über die beiden Sakristeien herab, deren Gewölbe glücklich erhalten sind. Eine Wiedergutmachung gegenüber dem letzten, erst aus dem 19. Jahrhundert stammenden Zustand ist die Aufteilung des Chordachs in die ursprüngliche Firsthöhe. Eine wohlüberlegte Abtragung der Aufsätze der Strebepfeiler, welche das Hauptgesims unschön überragten, wurde gewagt, und die Pfeiler erhielten tiefere Deckplatten. Fachleute und Laien sind darin einig, daß das Schaubild des Chors – so wichtig vom Schloßplatz her – durch diese Änderungen ungemein an Geschlossenheit des Ausdrucks gewonnen hat. Man nehme dies als Verheißung, daß auch der weitere Baufortschritt feinfühlig gestaltete Wandlungen bringen wird, welche doch mit den erhaltenen Bauteilen in harmonischem Einklang stehen.

Nun sollte im nächsten Baujahr das Steingewölbe im Chor eingezogen werden an Stelle der verbrannten letzten Holzwölbung. Es wird das vierte Gewölbe in der 600-jährigen Geschichte des Chores sein. Für die Inanspruchnahme durch den Gewölbeschub sind die Chorböden mit dem unsichtbaren modernen Mittel des Eisenbetonkranzes gesichert. Dann ist noch mit oder ohne eingesetzten Chorbogen der Chor gegen das nicht ausgebaut Schiff der Kirche mit einer leichteren Mauer vorläufig abzuschließen, eine würdige Fensterverglasung auszuführen und eine Heizung einzubauen, um den Chorraum wieder für Gottesdienste gebrauchen zu können. Der Zugang wird wohl mit einer Öffnung der vermauerten Erdgeschoßkapelle des Südturms verbunden werden, damit die Tumba Ulrichs des Stifters und seiner Gemahlin mit den anderen dort befindlichen schönen Bildwerken nicht länger mehr ein den Blicken versperrtes dunkles Dasein fristen müssen. Im Chor selbst könnte, wenn die Grafenstandbilder Sem Schlörs von der Abschirmung befreit sind, auch noch das wertvollste der durch Bergung erhaltenen Kunstdenkmale der Stiftskirche Aufstellung finden.

Für Morgen- und Abendandachten wäre so ein wehevoller Raum geschaffen. Tagsüber offen, wird er auch Menschen anziehen, die nach Stille und Sammlung verlangen. Mancher Besucher mag, von kernschwäbischer Vergangenheit so stark angesprochen, sich hier dem Herzen der Heimat nahe fühlen.

Voraussetzung dafür, daß dieses Teilziel der Herstellung des Chors der Stiftskirche bald erreicht und dann auch die Herstellung des Kirchenschiffs in Aussicht genommen werden kann, ist es, daß die weit über die eigenen Kräfte der Kirchengemeinde hinausgehende Bauaufgabe auch kräftige Hilfe und Förderung findet, wo immer die Wahrung baukünstlerischer und geschichtlicher Werte nach so herben Verlusten als Pflicht der Allgemeinheit und der einzelnen Bürger erkannt wird.

G. Kopp

Reizlose Landschaft?

Es war im Zug zwischen Crailsheim und Mergentheim, in jenem nördlichen Zipfel des ‚Ländles‘ also, der zwar nicht zur eigentlichen „Schwäbischen Heimat“, aber doch auch zum Land ‚Württemberg‘ gehört. Der männliche Teil eines sich zankenden Ehepaares hatte die Behauptung aufgestellt, die Landschaft, durch die der Zug gerade fuhr, sei reizlos. Er hatte sich vielleicht nicht viel dabei gedacht und sicher weniger die Landschaft als seine Frau ärgern wollen mit seiner Bemerkung: „Was starrst du denn dauernd zum Fenster hinaus? Diese reizlose Landschaft kann doch nicht so anziehend für dich sein?“ Sie hatte zurückgegeben, daß sie ihr durchaus gefalle, worauf er geknurrte: „Natürlich – weil sie genau so langweilig ist wie du.“

Ist denn unsere Heimat wirklich so reizlos und langweilig? fragte ich mich. Sehe ich sie nicht zu sehr mit den Augen der Liebe, als daß mir das nicht auch auffallen müßte? Ich war jahrzehntelang nicht wieder dagewesen und hatte mir in der Jugend auch nicht gerade viel aus der Schönheit unserer Landschaft gemacht, aber seitdem das Schicksal mich vor einigen Jahren wieder hierher verschlagen hatte, sah ich sie mit anderen Augen an, entdeckte ihre verborgenen Reize und gewann sie lieb. Machte diese Liebe mich blind?

Ich ging, als ich die Bahnstation verlassen hatte, nachdenklich dahin, und nun stand ich wieder auf dem höchstegelegenen Punkt der Straße, die mein kleines Heimatdörfchen mit dem Bahnhof X. verbindet. Es drängte mich nach dem Erlebten noch mehr als sonst, den herrlichen Blick zu genießen, der sich dem Auge hier darbietet. Gewiß, dieser Landschaft fehlen die Berge, die den Blick himmelan reißen, und das Meer, dessen Rauschen das Ohr gefangennimmt; es fehlen ihr auch sonst die großen, auffälligen Reize. Aber, obwohl man sie ‚Ebene‘ nennt, ist sie doch keineswegs eintönig, „langweilig“, sondern von einer abwechslungsreichen Lebendigkeit, deren stille Reize einen immer wieder bezaubern können.

Von dem Platz aus, an dem ich stehe, kann ich nicht weniger als fünf Kirchtürme sehen, die in der Runde aus Taleinschnitten und Wiesengründen hervorlugen. Von den Dörfern, als deren treue Wächter sie erscheinen, ist kaum etwas zu erblicken, denn sie bergen sich hinter den Obstgärten, von denen sie umschlossen werden. Aber die Türme in ihrer Eigenart, nadelspitz der eine, gefällig-schlank die andern, kräftig-gedungen der fünfte, laden das Auge ein, vom einen zum andern im Kreis zu wandern; und bei dieser Augenwanderung kommt einem der weite Atem dieses welligen Landes ebenso zum Bewußtsein, wie wenn man als Fußgänger, eine immer seltener werdende Erscheinung, gemächlich auf ihren Straßen dahinzieht.

Straße auf, Straße ab geht es, die Radfahrer schimpfen, aber den Wanderer fesseln immer wieder die neuen Ausblicke, die die Gipfelpunkte der Straßen dem glücklich

überraschten Auge schenken. Als wäre in einer unendlich weit zurückliegenden Weltensunde eine großräumige, erdschöpferische Bewegung plötzlich erstarrt, so liegt das Land in seiner welligen Weite vor uns.

Weit nach Süden geht der Blick von dem Platz aus, an dem ich mich befinde. Mählich steigt das Land an, wie eine große, flach gehobene Tafel. Die Talrinnen, in denen die Erdgeschichte ihre Spuren hinterlassen hat, verschwinden hier in der Weite des Blickes. In der Ferne wird das Land von einer sanften Hügelkette und darüber hinaus von einem blau schimmernden Bergzug begrenzt. Die kleinen Wälder, die unserer Ebene einen so innigen Reiz geben, sind wie dunkle Augen in die Landschaft hineingesetzt.

Viele Male im Laufe des Jahres wechselt das Land sein äußeres Gewand. Im Frühjahr erschimmern die weiten Wiesengründe, häufig von Wäldern eingehegt, zunächst in dem blassen Lila des Wiesenschaukrauts; dann folgen nacheinander das Gelb des Löwenzahns und später des Hahnenfußes, das Weiß der Löwenzahn-Fruchtknöpfe und der Margareten, nocheinmal das Gelb des Habichtskrautes und dann das rötliche Braun der Gräser. Im Juni, ehe die Heuernte beginnt, vereinigt sich das wechselnde Blütenbild der Wiesen mit dem Grün der jungen Saatäcker in seinen zahlreichen Schattierungen zu einem Farbenklang, der die Wachstumsfreudigkeit unserer Heimaterde sieghaft zum Ausdruck bringt.

Von Anfang Juli ab verfärben sich dann die Felder von Tag zu Tag. Gelb und weiß schimmern die Fluten des Sommergetreides, und rötlichbraun wogen die Weizenmeere in dem Wind, der fast pausenlos über unsere Ebene dahinstreicht. Darüber ziehen hoch im Blau des sommerlichen Himmels die Raubvögel ihre Kreise mit heiseren Rufen. Wenn dann die Ernte vorüber ist und die Äcker umgebrochen sind, flammen weit drüben, auf der ihre guten zwei Stunden entfernten Straße, die Pappeln herbstlich auf, ehe sie ihre sommermüden Blätter abwerfen, früher, als die meisten anderen Bäume.

Die Pappeln! Wer möchte diese seltsamen Bäume im Bild unserer heimatlichen Landschaft missen, die, wie die Türme unserer Kirchen, das Auge von Punkt zu Punkt in die Weite ziehen? Wie merkwürdig mutet den, der darauf zu horchen weiß, immer wieder ihr unermüdliches Geflüster an! Wenn an stillen Juliabenden nicht der leiseste Windhauch mehr das Weizenfeld rührt, so daß seine Halme, der eine wie der andere, regungslos im Glanz des Abends stehen, dann regt es sich immer noch in den Zweigen der Pappeln, und es ist des Wisperns und Flüsterns kein Ende, auch später nicht, wenn das Mondlicht silbern durch ihre Blätter rieselt.

Inzwischen ist es Winter geworden, und man wird des Zaubers dieser Landschaft von neuem inne, wenn man die Blicke hinauswandern läßt über die sanft nach Süden sich hebende Ebene, deren unendliche Ruhe unter der frischen weißen Decke des Neuschnees der Seele wohltut. Aber der Schnee war nur eine erste „Warnung“, und die sonnigen Tage, die ihm folgten, könnten uns

gegen die Drohungen des Winters leichtsinnig machen. Drüben hebt sich aus den Nebeln des dämmernden Morgens der Wald, wie eine violettblaue Mauer, in der die Bäume sich nur durch die Silhouetten einiger hoher Gipfel verraten. Doch mehr und mehr verblaßt das Morgenrot, das über den Frankenbergen steht, und eine Stunde später ist die Landschaft vom hellen Schein der Spätherbstsonne übergossen, unendlich klar, unendlich weit. Nirgends stößt sich der Blick: ungehindert gleitet er über die nahen Wälder, die fernen Berge hinaus und macht die Seele frei und weit und läßt sie für eine kleine Weile die Bedrängnis des Alltags vergessen.

Reizlos und langweilig? Haben wir es nötig, unsere Heimat gegen verständnislose Beschauer zu verteidigen? Nein – aber gerade denen, die unsere Täler lieben, das Kocher- und Jagsttal, das Taubertal mit dem ewig schönen Rothenburg darüber, gerade ihnen möchten wir sagen, es einmal auch mit der Landschaft zwischen den Tälern zu versuchen, mit den stillen Reizen unserer Ebene, mit dem weiten Atem dieser Landschaft, mit ihren immer windumspülten kleinen Wäldern, mit der frohmachenden Klarheit, die ihr das Gepräge gibt. Es kommt nur auf das Auge an, um das Richtige zu sehen, denn dem, der dies Auge hat, wird sie von der innigen Schönheit ihres einfachen Reichtums freigebig das schenken, was er draußen sucht, wenn er die Städte, Häuser und engen Stuben hinter sich läßt, um einmal wieder zu sich selbst zu kommen.

H. E.

Die Habe eines schwäbischen Schulmeisters zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges

Der Kirchheimer Bürgerssohn Matthäus Jäger, der im Jahre 1636 bei seiner Heirat mit der Nürtinger Küfers-tochter Agnes Zeutter als „Teutscher Schul- und Rechenmeister“ in Nürtingen angenommen wurde, hat uns ein vollständiges Vermögensverzeichnis von ihm selbst und seiner Braut, eine sogenannte Beibringungsinventur hinterlassen, die in mancher Hinsicht von Interesse ist.

Beide Eheleute sind Angehörige des guten Mittelstandes, und doch spricht die Not jener Zeit aus jeder Zeile des alten Aktes. An *liegenden Gütern* hat der Mann, als Auswärtiger, nichts beigebracht, die Frau aber 2 Äcker, einen Baumgarten, einen Weinberg und einige Lehen-güter. An *barem Geld* besitzt er 25 Gulden, sie nichts, dafür hat sie „*einnehmende Schulden*“ (Guthaben) in etwa derselben Höhe. An „*Bettgewandt und Leinwadt*“ (Bettwäsche, Lein- und Tischtücher usw.) hat er 25 Gulden, sie etwa 45 Gulden Wert; an „*Mößin-, Zinn-, Kupfer- und eyßin Geschirr*“ wird sein Beibringen dem Gewicht nach auf 3 Gulden geschätzt, das ihrige auf 6 Gulden. An *Schreinwerk* bringt der Mann „ein ganz gehimmelt gefürnißte Bethladen“ (5 Gulden), 2 g’liente Schranken (Bänke mit Rückenlehne) und 2 Lehnstühle, auch ein „*Lotterbett*“ (= Couch), das samt Kissen und Strohsack mit 1 Gulden 30 Kreuzer taxiert wird, und

ein rotgestrichenes Hafenbrett (Regal) zu 24 Kreuzer mit. Auch die Braut bringt ihre eigene „ghimmelt Bethladen“ in die Ehe, dazu noch eine weiße Bettlade mit halbem Himmel, einige Truhen und Trüchlein sowie drei Stühle, die zusammen 30 Kreuzer gelten. Sehr wichtig ist das „*Faß- und Band-Geschirr*“: seine Fässer fassen 12 Eimer Wein (1 Eimer = rund 294 l), die ihrigen wenigstens 3 Eimer; dazu kommen Wassergölten, Kraut-standen und ähnliches. Der „*gemeine Hausrat*“ ist sehr nahe beisammen: ein Dutzend „hülzine Deller“ – Zinn war zu kostbar und das Porzellan noch lange nicht er-funden! – ein paar Werkzeuge und ein Brettspiel. An *Frucht, Wein und Küchenspeiß* wird aufgezählt: 3 Scheffel Dinkel, 2 Scheffel Hafer, dann „3 Eimer Wein, in anno 1634 erwachsen“, mit 21 Gulden angeschlagen, 3 Pfund „Milchschmalz“ (= Butter) und ein halb Maß Honig, 1 Simri Bieren- und 1 Simri Äpfelschnitz.

Von besonderem Interesse ist aber die *Bücherei* des Herrn Lehrers. Sie besteht aus insgesamt – 26 Büchern, die nach ihrer Größe (Folio, Quart, Oktav) aufgeführt sind. Zunächst die geistlichen Werke: außer einer Bibel finden wir „Herrn Doctor Osianders Hauspostill“, ein Gesang-buch und 9 weitere Schriften theologischen Inhalts. An humanistisch-philologischer Literatur ist außer dem lateinischen Wörterbuch von Peter Dasypodius rein nichts vorhanden. Ein Arzneibuch des Albertus Magnus diente als häuslicher Ratgeber bei Krankheiten von Mensch und Vieh. Das Hauptinteresse des Schulmannes lag, so-wweit Rückschlüsse aus seiner Bücherei erlaubt sind, auf dem Gebiet der Geschichte ferner Länder. So finden wir die 20bändige *Historia d’Italia* von Francesco Guicciar-dini, eine summarische Beschreibung österreichischen Wesens, eine türkische Chronika, ferner den Josephus (jüdische Geschichte) in Deutsch, endlich das 3bändige *Chronikon Carionis*, eine Weltgeschichte in Chronik-form von Melancthon, und eine nicht näher bekannte Chronika Adoleri. Am höchsten bewertet sind aber die 8 handgeschriebenen *Rechenbücher*, die mit 2 Gulden 40 Kreuzer eingeschätzt werden und aus denen der Schulmeister den Stoff für seinen Rechenunterricht ent-nommen haben mag.

Als der Schulmeister Matthäus Jäger im Jahre 1686 nach 60jähriger Wirksamkeit im Alter von 81 Jahren aus dem Leben schied, wurde keine Aufstellung seines Nachlasses vorgenommen; dies geschah vielmehr erst für seine Witwe Agnes, die ihm schon nach 6 Monaten in den Tod nachfolgte. Trotz seiner zahlreichen Familie (er hatte 7 überlebende Kinder) hatte sich Jäger ein stattliches Vermögen erarbeitet: ein eigenes Haus mit Scheuer in der Bronnsteyge, zu 1400 Gulden geschätzt, eine große Zahl von Äckern, Wiesen, Baum-, Kraut- und Hanfgärten; ferner an Fahrnis 3 Kühe, 3 Schafe, 1 Schwein, reichliches Geschirr und Schreinwerk, zu-sammen im Wert von 900 Gulden. Die Bücherei des Schul-meisters ist im Nachlaß der Witwe leider nicht mehr erwähnt.

H. Mr.

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde
im Schwäbischen Heimatbund

IV. Haus und Hof

(in den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln I, II, III, V, VII, X, XIII, XIV, XVII, XVIII, XIX, XXI, XXV)

Die von den Menschen unserer Breiten bewohnten Häuser sind unter sich verschieden je nach der Siedlung, zu der sie gehören, und je nach den Lebensverhältnissen dessen, dem sie dienen sollen. Der Großbauer, der Kleinbauer, der Weingärtner, der ländliche Tagelöhner, der Altenteiler, der auf dem Dorf wohnende Industriearbeiter, der auf dem Dorf wohnende Großstädter (zu dauerndem oder vorübergehendem Aufenthalt, Wochenendhaus), der Handwerker, der Gewerbetreibende, der Handelsmann, der Ackerbürger der Mittel- und Kleinstadt, der Bewohner der durch ihre Mauern begrenzten mittelalterlichen Stadt oder der modernen Großstadt in seinen verschiedenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Abstufungen (Eigenhaus, Mietwohnung, im Kleinhaus oder in der Mietskaserne, Notwohnung, Behelfsheim), der nichteinheimische Neusiedler – jeder hat wieder andere Bedürfnisse und Möglichkeiten mit seinem Haus bzw. mit seiner Wohnung; jeder schließt sich aber auch wieder an das in seinem Raum bei Menschen seiner Lage Übliche an.

In Grundriß und Aufbau, in Raumverteilung und -verwendung, in Aussehen und Gestalt kommt der Zweck des Hauses im allgemeinen klar zum Ausdruck. Zwischen dem Menschen und seinem Haus bzw. seiner Wohnung besteht eine sehr innige Verbindung; diese wirkt ihrerseits wieder auf den Menschen und seine Lebensführung deutlich ein. Deshalb ist es für volkskundliche Erkenntnisse wichtig, alles zu beobachten, was mit Haus, Wohnung und Wohnen zu tun hat.

Wir fragen uns nach Grundriß und Aufriß der Häuser (Skizze!), sowohl der für einen bestimmten Ort kennzeichnenden wie auch der von der Norm abweichenden. Für das Dorf ist es von Bedeutung zu wissen, ob das bäuerliche Anwesen aus mehreren getrennten Gebäuden (Gehöftanlage) besteht oder nur aus einem einzigen (Lageplan!). Ähnliches gilt für die dem Gewerbe oder dem Handel dienenden Anlagen in Dorf und Stadt. Dabei müssen die einzelnen Teilgebäude ebenfalls nach Grundriß und Aufriß (nach Möglichkeit auch die früher üblichen, z. B. die alten Scheuern) behandelt und in ihrer Lage im Verhältnis zum Hauptgebäude und in ihrem Zweck festgestellt werden (Plan!

Klein- und Kleinstgebäude wie Back- und Waschküchen, Bienen- bzw. Immenstand, Abort nicht übersehen). Auch den Unterteilungen und der Raumverteilung gilt die Aufmerksamkeit. Gleichzeitig erkundigen wir uns nach der ortsüblichen volkstümlichen Benennung der Gesamtanlage und aller ihrer Einzelteile und -räume und nach der Stellung der Bewohner ihnen gegenüber (werden sie noch ihrem alten Zweck entsprechend verwendet? in alter Form oder umgestaltet? ist man der alten Ordnung überdrüssig? möchte man lieber Neues haben? wie stellt man sich dieses Neue vor?).

Aufschlußreich ist auch die Lage innerhalb der Siedlung (in enger Straße oder mit freiem Abstand, Stellung des Hauses zur Straße mit Giebel- oder mit Traufseite). Ebenso der Baustoff der Häuser (Holz, Stein, Lehm, Fachwerk mit Mörtelfüllung und Riegelwänden, lehmverpatschten Flechtwänden geschlierter, geträmter, gezäunter oder gestickter Art) und selbstverständlich ihre Konstruktion (Kelleranlage mit Zugang, Zahl der Stockwerke, Anordnung, Form, Verschluss der Fenster, Galerien, Lauben, Treppen außerhalb oder innerhalb des Hauses, Art des Dachs: Walm-, Halbwalmdach, Satteldach, Pfettendach, Strohdach, Schindeldach, Ziegeldach, Schieferbedeckung; Dachreiter; Verkleidung der Wetterseite).

Nicht selten ist mit der Konstruktion auch schon der Schmuck der Häuser verbunden (Art der Fachwerkkonstruktion gibt dabei wichtige Hinweise auf das Alter: Überplattung oder Verzapfung, Verstrebungen – Zeichnung! –, Verzierung durch Kerbschnitte, große hervorstehende Holznägel, Sterne, Scheiben und Halbkreisscheiben aus Holz, Kreuz-, Rautenmuster, geschnitzte und verzierte Eckbalken, Darstellung menschlicher Körperteile (Köpfe, Fratzen u. dgl.), Giebelzierat, Blechschmuck als Windfahnen usw.; Farbe am Äußeren des Hauses, Bildschmuck, Inschriften (vgl. XXIII), Jahreszahlen (in wichtigen Steinen oder im Fachwerk), Haus- und Hofzeichen, Art der Türen und Tore, auch der Scheuertore, Schlösser, Metallbeschläge, Türklopfer, Glockenzüge usw.). Auch hier hat alles seine örtlich bestimmte Benennung, und aus allem, auch dem gänzlich Äußerlichen, lassen sich die Bedürfnisse und Wünsche des Menschen zu den verschiedenen Zeiten in Beziehung auf die Gestaltung seiner Umgebung erkennen.

Im Hausinnern wird zuerst Zahl und Größe der Räume, ihre Verwendung, ihr Inhalt und ihre Benennung festzustellen sein (Verteilung von Wohn- und Schlaf-, von Vorrats- und Arbeits-, Repräsentations-, Ausweich- und Abstellräumen, sanitäre Einrichtungen; „gute Stube“ noch erhalten oder als wünschenswert angesehen? Änderungen in der Anschauung über die Räume und ihre Bedeutung durch die Ereignisse der Zeit?).

Noch viel mehr als die Einteilung des Hauses oder der Wohnung sagt die innere Ausstattung und die

Einrichtung der Räume, der Hausrat, über den Menschen und seine Art. Für das Bild der Räume ist auch die Gestaltung der Decke und der Wände wichtig (Täferung, Wandverkleidung, Tapete, Tünche). Zu den festen Bestandteilen einer Wohnung gehört die Heizanlage (welcher Art? Herd, Ofen, „altdeutscher Ofen“, Kachelofen, moderner Ofen – sein Platz, seine Umgebung: Ofenwand, Ofeng'rahm, „Kunst“; Stellung des Ofens im Leben der Hausbewohner). Welche Stücke gehören herkömmlicherweise zum Hausrat (Tisch, Bank, Bett, Waschtisch, Sofa, Couch, Bodenteppich, Handwaschbecken – „Händscherben“, Wandkasten mit Nische, Uhr, Schrank – „B'hälter“, Truhe, Musikinstrumente, Radiogerät usw.)? Manche der Stücke haben ihren bestimmten Platz in den Räumen (Tischecke, Herrgottswinkel, Ohrenstuhl, alte Pendeluhr, Standuhr u. a.). Inwieweit wird alte Überlieferung festgehalten? Inwieweit strebt man nach modischer, auf dem Land „städtischer“ Einrichtung? Macht diese dann den betreffenden Raum für das Alltagsleben unbenutzbar? Welche Hausratsstücke (Möbel) und Geräte sieht man bei einer Aussteuer (vgl. XVIII) heute als wünschenswert an? Nicht selten strebt man in der Stadt nach ländlicher Einrichtung („Bauernstube“). Welcher Art ist sie dann, oberbayerisch? Die durch die Zeitverhältnisse erzwungene Vereinfachung der Wohnungseinrichtung (Mehrweckräume, zusammensetzbare, verwandelbare Möbel) hat einen Einfluß auf die Lebensführung. Wie stellt man sich dazu?

Beim Hausrat darf nicht übersehen werden, daß auch jedes Gerät der häuslichen Arbeit dazu gehört (Kücheneinrichtung, Backformen, technische Geräte, vgl. V, VII) und jedes Stück des Hausschmucks (Blumenbrett, Blumenvasen, Wandschmuck aller Art, Aufstellungsschmuck, Fotografien, Devotionalien) und daß auf diesem Gebiet Zeugnisse der Volkskunst (auch in ihrer von den festen Bindungen gelösten und eben dadurch für den seelischen Zustand des Volkes so aufschlußreichen Form des Kitsches) in großer Zahl gefunden werden können (ausdrücklich genannt seien hier die da und dort noch vorhandenen Ofenplättlein und der heute nicht selten in der Hausmauer eingesetzte Ofenstein, schließlich auch die Verzierungen, Wappen, Inschriften (vgl. XXIII), Jahreszahlen an den gußeisernen Platten der sog. Kastenöfen, die sich bisweilen zwar abgelegt, aber doch noch geehrt in Einzelstücken um das Haus herum aufgestellt finden, Metallbeschläge an Türschlössern; Jahreszahlen, Inschriften und Namen, wo sie sich auch finden mögen, immer buchstäblich genau aufnehmen!).

An der gesamten Ausstattung und Einrichtung des Hauses, der Wohnung, aber auch am Grundriß, am Aufriß und an der Gestalt, am Schmuck der Außenseite, läßt sich auf dem Lande wie in der Stadt die Folge der Geschlechter ablesen. Eine bürgerliche oder kleinbürgerliche Stadtwohnung aus der Jahrhundertwende

unterscheidet sich deutlich von einer solchen aus den zwanziger Jahren oder gar von einer solchen aus unseren Tagen. Entsprechendes gilt, wenn auch nicht ganz so stark, für das Dorf. Bei derartigen Beobachtungen ist es dem Volkskundler wichtig zu erfahren, wie sich der Mensch nun zum Vergangenen, also z. B. zum Werk der Eltern und Großeltern stellt, ob es ehrfurchtslos beiseite geschoben wird und man darüber lacht und spottet, ob einzelne Stücke aufbewahrt werden und man insgeheim noch stolz darauf ist, ob man sich des geistigen und seelischen Unterschieds in der Lebensführung der Generationen bewußt wird, der darin zum Ausdruck kommt. Wertvolles, altes Gut verdient natürlich größte Aufmerksamkeit. Vom Keller bis in den hintersten Winkel des Dachbodens kann man es finden (über besonders bedeutsame Stücke das Heimatmuseum oder das Landesmuseum zu benachrichtigen und etwa ihren Ankauf zu vermitteln oder vorzubereiten, ist dankenswert).

Neben den Hof- und Wohnanlagen im engeren Sinn gibt es in Stadt und Land noch Gebäude, die der Allgemeinheit dienen und mancherlei Aufschlüsse über volkstümliche Art und Lebensweise geben (Verwaltungsgebäude, Gemeindehalle, Wirtshaus, Kelter, Badgebäude, Sporthallen u. a.). Auch sie bieten dem Beobachter wertvollen Stoff, wenn er sie nach den in diesem Kapitel vorgetragenen Gesichtspunkten untersucht.

Mit dem Bau der Häuser und dem Einzug in sie sind vielfach, auch in der Stadt noch, bestimmte Bräuche verbunden (z. B. Richtfest; vgl. XIII). Oft sorgt man durch mehr oder weniger geheimnisvolle Mittel für den Schutz der Gebäude und der darin wohnenden Menschen gegen böse Mächte (Inschriften, Geheimzeichen, eingemauerte oder versteckte Schutzzettel, Palmboschen, Bedeutung des Tieres, lebendig oder tot, und der Pflanze für das Gebäude usw. vgl. XIX, XX). Auch diese Züge des volkstümlichen Vorstellungs- und Glaubenslebens müssen bei der Frage nach Haus und Wohnung beachtet werden.

Nicht zu vergessen ist auch der Hausgarten mit seiner Anlage und seinen Pflanzen und in seiner Bedeutung für das Leben der Hausbewohner (vgl. XX). Im Zusammenhang damit mag auch noch das nicht selten dort oder am Haus selbst angebrachte Starenhäusle erwähnt sein.

Weithin haben die bäuerlichen Anwesen ihre angestammten Haus- und Hofnamen bis heute erhalten.

Um hinter das innere Verhältnis zwischen Mensch und Haus zu kommen, mag gerade auf diesem Gebiet die eindringliche Beobachtung der unzähligen Benennungen für alle Einzelheiten des Hauses und seiner Ausstattung helfen; das Wort gibt im allgemeinen auch hier den tiefsten Aufschluß darüber, wie sich der Mensch zur Sache stellt.

Bücher für den Gabentisch des Heimatfreundes

Lyrik des Abendlandes (Carl Hanser, München, DM 13.80), ein vorzüglich ausgestatteter Dünndruckband, der das Bleibende der abendländischen Lyrik von Homer bis Weinheber auf 750 Seiten vorbildlich zusammenstellt. Es liegt in der Natur der Sache, daß Schwaben darin stark berücksichtigt ist: wir finden das Schönste von Hölderlin und Mörike, Schiller und Uhland, einen „Seufzer“ von Rudolf Weckherlin und – zu unserer Überraschung – ein stimmungsgeladenes Jagdlied des Herzogs Ulrich.

Wir leben, lichte Tore zu bereiten (Ph. O. Röhm, Stuttgart, DM 3.80). *Frieda Marg. Reuschle* zeichnet hier den Weg des 1947 verstorbenen Dichters Max Reuschle, der durch unendliches Leiden, das ihm das Schicksal durch eine schwere Verwundung aus dem ersten Weltkrieg auferlegt hatte, zu einer Vollendung höchsten Menschentums heranreifen durfte, wie sie nur wenigen beschieden ist. Aus dem Geist, für den Geist zu leben – das war sein Wunsch: „Das Vergangene heilig zu wahren, das Gegenwärtige schöpferisch durchdringen und dem Zukünftigen seherisch den Weg zu bahnen.“

Eduard Mörike im Spiegel seiner Dichtung zeigt uns *Herbert Meyer* (Steinkopf, Stuttgart, DM 7.50). Wir lernen nicht nur den beschaulichen Biedermeier-Pfarrer von Cleversulzbach kennen, sondern auch den zwiespältigen, dunklen Mächten verhafteten Grübler – beide Seiten seines Wesens sind in seinen unvergänglichen Schöpfungen verwoben. Besonders hervorgehoben sei, daß bei Steinkopf die von Karl Stirner so meisterlich illustrierte Ausgabe *Das Stuttgarter Hutzelmännlein* in neuer Auflage erschienen ist (DM 12.—), bei dessen Durchblättern man immer wieder beglückt ist über den einzigartigen Zusammenklang von Text und Bildern.

Dank an das Leben heißt mit Recht das „Ausgewählte Werk“ von *Otto Heuschele*, das zu seinem 50. Geburtstag am 8. Mai dieses Jahres erschienen ist (Karl Alber, Freiburg, DM 9.20), denn der Dichter hat allen Grund, dem Leben dankbar zu sein für die Fülle dichterischen Schaffens, die es ihm geschenkt hat. Der Band gibt als Proben Gedichte, Erzählungen, Essays und Aphorismen, dazu eine Einführung von *Herbert Meyer*: *Otto Heuschele und sein Werk*.

Im *Höchenschwander Tagebuch* (Chr. Belser, Stuttgart, DM 6.50) gibt der Bildhauer und Maler *Fritz von Graevenitz* Bilder seiner Schöpfungen mit feinsinnigen Aufzeichnungen, die den Weg zum Verständnis des Abgebildeten bahnen und zeigen, wie der Künstler aus einer Harmonie des Herzens heraus schafft.

Ein kleines Geschenk nennt *August Lämmle* eine neue Sammlung von Geschichten, Idyllen und Tagebuchblättern (Oertel & Spörer, Reutlingen, DM 6.20) – und es ist wahrhaftig ein Geschenk des Dichters an seine zahlreichen Freunde, ein echter Lämmle in der Mischung von Weisheit, Gemütsiefe und Schalkhaftigkeit. Auch von der bekannten, früher erschienenen *Reise ins Schwabenland* liegt eine neue Ausgabe vor (Fleischhauer & Spohn, Stuttgart DM 12.80). Dieses Buch ist eine Kulturphilosophie und -psychologie des Schwabentums, gewachsen aus unendlicher Liebe zu Volkstum und Landschaft.

Hermann Lenz, *Das doppelte Gesicht* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, DM 7.60). Drei seltsam erregende Erzählungen, in denen es nicht so sehr auf den äußeren Gang der Handlung ankommt, als vielmehr auf die Sichtbarmachung des Unsichtbaren im Menschen, des Dunklen, Unbewußten, Abgründigen. Die Gestalten der Erzählungen, leidende verzweifelte Menschen unserer chaotischen Zeit, suchen die Wahrheit, und weil sie dem Schrecklichen und Zerstörten standhalten, finden sie das Reine.

Auch *Gerd Gaiser* führt uns mit seinen Erzählungen *Zwischenland* (Carl Hanser, München, DM 6.—) in jenen Bereich hinter der Oberfläche unseres Daseins, in dem unser wahres Wesen wurzelt und unser eigentliches Schicksal sich vollzieht. Zusammenhänge, Hintergründe und Tiefen des Lebens werden deutlich, die im Alltag verborgen sind und oft nur dunkel geahnt werden.

Helmut Paulus, *Die drei Brüder* (Vier Falken Verlag, Düsseldorf, DM 14.80) ist ein Familienroman von großer Meisterschaft. Ein Sohn geht zur Rettung der Ehre der Familie einen Leidensweg, auf dem er zur wahren Größe heranwächst. Treue gegen sich selbst und Bereitschaft zum Opfer für andere schaffen die sittlichen Grundkräfte für das Leben der Gemeinschaft im kleinen wie im großen!

Hermann Strenger, *In die Welt gestreut* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, DM 16.50) ist der Roman des Gönninger Samenhändlers, in dem Heimat und Fremde, Schwabenland und die weite Welt den Rahmen geben für die Lebensschicksale des Mädchens *Juliane*, das nach mancherlei Irrungen und Wirrungen zu seiner ersten Liebe zurückfindet und so sein Glück erfüllt – ein Heimatroman im wahren Sinn des Wortes.

Ein durch die Forschung noch immer nicht aufgehelltes Erlebnis aus Mörikes Entwicklungszeit gestaltet *Otto Rombach*, *Der Jüngling und die Pilgerin* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, DM 8.60). Es ist die Begegnung mit dem dämonischen Urbild der *Peregrina*, der in ihrer fremden Schönheit seltsam betörenden *Maria Meyer*, in der dem Jüngling wohl zum ersten Male die Nachtseite des Lebens entgegentritt, die er trotz hingebender Liebe nicht zu überwinden vermag.

Die *Tübinger Sinfonie* von *Wilhelm Schussen* (Oertel & Spörer, Reutlingen, DM 3.50) ist mit einer Reihe feiner Zeichnungen von *Erich Mönch* geschmückt und führt in harmonischem Zusammenklang von Wort und Bild dem Leser die vertrauten Züge der Tübinger Landschaft und des Wümlinger Bergs mit seiner Kapelle – die vor 900 Jahren zum ersten Mal urkundlich erwähnt ist – vor Augen.

Otto Heuschele gibt in der Novelle *Ins neue Leben* (Steinkopf, Stuttgart, DM 3.80) die Geschichte eines Mannes, den der Verlust seiner Freunde und seiner ganzen Habe völlig an den Rand der Verzweiflung bringt und der sich schließlich doch zu einem neuen Leben der Liebe, der Arbeit und des Glaubens durchringt. Heuscheles „Erlebnis und Erkenntnis“ in den Tagen des Zusammenbruchs im Frühjahr 1945 trägt den bezeichnenden Titel *Zwischen Blumen und Gestirnen* (Steinkopf, Stuttgart, DM 3.50): Wenn auch alles Menschenwerk zusammengebrochen ist, so bleiben doch die tragenden Kräfte der Natur und der Himmelswelt.

Die Hexe von Nördlingen von Lore Sporhan-Krempel (Ika-Verlag, Stuttgart, DM 4.50). Hier wird die Geschichte der Nördlinger Kronenwirtin Maria Löhlin erzählt, die ein Opfer des Hexenwahns ihrer Mitbürger zu werden droht. Sie widersteht tapfer den grausigen Folterungen, und durch ihren unentwegten Kampf für die Wahrheit überzeugt sie schließlich ihre Umwelt vom Widersinn des Hexenwahns.

Ludwig Finckh schenkt uns mit seiner Novelle *Verzauberung* (Heß, Ulm; DM 3.–) eine Art Gegenstück zu seinem Rosendoktor; es sind Erinnerungen an die „wunderselige Zeit“ um die Jahrhundertwende, an glücklich verlebte Tage mit dem jungen Hermann Hesse und den Nichten des Kronenwirts von Kirchheim unter Teck – ein besinnliches und zugleich lebensfrohes Büchlein!

Richard Heckel, *Hie gut Württemberg* (Ernst Klett, Stuttgart, DM 11.80) will ein Führer durch unsere schwäbische Heimat sein und gibt in Wort und Bild eine gute Gesamtschau der schwäbischen Landschaft und der schwäbischen Menschen.

Aus *Württembergs Schatzkästlein* (Chr. Belser, Stuttgart, DM 8.–) verbindet Worte schwäbischer Dichter mit 24 farbigen Wiedergaben schwäbischer Landschaften von Ludwig Schäfer-Grohe. Text und Bilder sind sorgfältig aufeinander abgestimmt; der Zauber unserer schwäbischen Landschaft ist so reizvoll eingefangen, daß jeder Schwabe daheim und in der Fremde seine Freude haben muß. Dasselbe darf von der Malerfahrt von Ludwig und Suse Schäfer-Grohe, *Den schönen Neckar entlang* (Chr. Belser, Stuttgart, DM 8.50) gesagt werden. In acht Farbbildern und 300 Zeichnungen erstehen die freundlichen Städte und romantischen Burgen und Schlösser am Neckar vom Ursprung bis zur Mündung vor unserem Blick. Eingestreut sind Volkslieder und Gedichte.

Theodor Haering, *Schwabenspiegel* (Oertel & Spörer, Reutlingen, DM 2.85). Ein Kapitel über den schwäbischen Volkscharakter für Schwaben und Nichtschwaben liest hier der bekannte Tübinger Professor, die guten und die weniger guten, wunderlichen Eigenschaften des schwäbischen Stammes zeichnet er mit feinem Humor und gütiger Weisheit.

Otto Linck sieht und zeichnet in dem Buch *Das Zabergräu mit Stromberg und Heuchelberg* (Hohenlohe Buchhandlung, Ferd. Rau, Ohringen, DM 7.–) das Bild einer schwäbischen Landschaft mit den Augen des Dichters und Naturfreundes, der zugleich Geologe, Botaniker und Forstmann, Historiker und Kunstkennner ist – ein Meisterwerk aus einem Guß, bei dem man aus jedem Bild und aus jedem Wort die tiefe Liebe zur Heimat heraus spürt.

Badenfahrt nach Deinach 1785, herausgegeben von Ernst Rheinwald (Ölschläger, Calw, DM 2.80) ist ein anschaulicher Reisebericht des gelehrten Karlsruher Hofrats J. B. Böckmann – der den Prinzen Friedrich, den späteren Markgrafen von Baden, zur Kur nach Teinach begleitet – über Natur, Land und Leute gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts; besonders reizvoll die Schilderung einer Bauernhochzeit in Schmie.

Das *Württembergische Wunderbad zu Boll* schildert Gerhard Heyde in seiner geschichtlichen Entwicklung (Steinkopf, Stuttgart, DM 3.50). Im Mittelpunkt der Darstellung steht das segensreiche Wirken von Blumhardt Vater und Sohn, die Bad Boll als Mittelpunkt religiöser Erweckung und Erneuerung weit über die schwarz-roten Grenzpfähle hinaus bekannt gemacht haben.

In seiner *Geschichte der Evangelischen Kirche in Württemberg von der Reformation bis zur Gegenwart* (Rainer Wunderlich, Tübingen, DM 19.50) erzählt der Kirchenhistoriker Heinrich Hermelink das Wachsen und Werden des „Reiches Gottes in Württemberg“ von der Reformation über die Lutherische Orthodoxie, Pietismus, Konservatismus und Liberalismus bis zum Kirchenkampf und dem kirchlichen Einigungswerk des Landesbischofs Wurm. Das umfangreiche Werk ist aber weit mehr als eine territorialkirchengeschichtliche Darstellung; es ist zugleich eine Kultur- und Geistesgeschichte Schwabens und zeigt den Beitrag Schwabens zur Entwicklung der abendländischen christlichen Frömmigkeit.

Kleine Geschichte Württembergs von Ernst Müller (Kohlhammer, Stuttgart, DM 7.–) ist eine knapp zusammengefaßte, spannend geschriebene Darstellung des Ablaufs der Geschichte unserer Heimat von der grauen Vorzeit bis zur unmittelbaren Gegenwart. Große und weite Bögen spannt der gelehrte Verfasser vor allem über die geistesgeschichtliche Entwicklung, in der das Schwaben-tum bekanntlich eine reiche Fülle entfaltet hat. Ergänzungen im einzelnen bieten Ernst Müllers *Schwäbische Profile* (Kohlhammer, Stuttgart, DM 10.80): scharf profilierte Schwabenköpfe von Paracelsus über Hölderlins Vater, Dannecker, Waiblinger, D. F. Strauß, Robert Mayer bis zu den Philosophen Heinrich Maier und Christoph Schrempf und dem Maler Robert Breyer. Ein wahrhaft universaler Geist – mit Recht ist Müller „der letzte Stifter“ genannt worden – gibt mit diesem Buch einen der gewichtigsten Beiträge zur schwäbischen und zugleich deutschen Geistesgeschichte.

Geisteserbe aus Schwaben 1700–1900 (Steinkopf, Stuttgart, DM 8.–) ist eine von Otto Heuschele besorgte Auswahl gültiger Prosastücke aus den Werken schwäbischer Dichter, Denker, Gelehrter und Forscher von Schubart und Schiller über Kerner, Mörike u. a. bis zu Sigwart und Max Eyth. „Eines eint bei aller Verschiedenheit die Geister, deren Stimmen aus diesem Buche zu uns dringen: die schwäbische Heimat ... Schwaben sind sie alle geblieben, und als Schwaben sind sie eingegangen in die Geschichte des deutschen Geistes.“

Für den Freund von Kurzbiographien sind eine Fundgrube die *Schwäbischen Lebensbilder*, von denen Band 4 (DM 10.–) und Band 5 (DM 12.–) (Kohlhammer, Stuttgart) vorliegen. Insgesamt sind in den fünf Bänden jetzt über 200 der größten Söhne Schwabens behandelt.

Schwäbischer Volks humor in den Ortsneckereien von Hugo Moser (Kohlhammer, Stuttgart, DM 15.80) ist eine Quelle wirklicher Freude und schafft dem, der Sinn für Humor hat, ein paar Stunden fröhlichen Lachens. Die ganze lustige Welt des Schwanks wird lebendig; so ziemlich jeder Ort findet sich mit seinem Spitznamen verewigt: Spüllompaschlotzer, Stäffelesrutscher, Storchastupfler, Welschkorneber sind nur einige Kostproben, die zu eigener Lektüre locken.

Die zahlreichen Städtejubiläen haben ein paar beachtliche und gut ausgestattete Städte-Monographien hervorgebracht: *Rottweil in Wort und Bild*. Text von Franz Betz, Bilder von Bernhard Holtmann (Banholzer, Rottweil); *Schorndorf und Gottlieb Daimler*, enthält auch das Schorndorfer Jahrhundertspiel von Georg von der Vring (Cantz, Bad Cannstatt); *Waiblingen, das Bild einer Stadt im Wandel der Zeiten* von Otto Heuschele (Cantz, Bad Cannstatt).

Grundsätzliches zur Architektur der Neuzeit

Die Evangelische Kirche bemüht sich seit längerer Zeit, in der Evangelischen Akademie mit den Vertretern der einzelnen Berufe in ein Gespräch über die geistigen Grundlagen ihrer beruflichen Arbeit zu kommen. Vom 9. bis 13. Dezember hatte sie die Architekten und Baumeister Württembergs in Bad Boll zu einem solchen Gespräch eingeladen. Dabei kamen so viele grundsätzliche Fragen zur Sprache, die auch für den Schwäbischen Heimatbund von größter Wichtigkeit sind, daß wir es uns nicht versagen können, über die diesbezüglichen Referate und Diskussionen unseren Mitgliedern zu berichten. Wer auch wird nicht Näheres erfahren wollen, wenn er die vielversprechenden Themen hört: „Die geistigen Hintergründe der heutigen Baukunst“, „Die Rolle des Künstlerischen im sozialen Wohnungsbau“, „Mietshaus- oder Eigenwohnbau?“, „Hochbau und Flachbau in ethischer und sozialpolitischer Sicht“, dazu „Wo liegen die Hemmungen im sozialen Wohnungsbau?“.

Über das letzte Thema sprach anlässlich der Eröffnung der Tagung der Oberbürgermeister der Stadt Ulm, Theodor Pfizer. Er hatte ein besonderes Recht, hierüber zu sprechen. Ist doch gerade die Stadt Ulm in außerordentlich findiger, um nicht zu sagen pfiffiger Weise vorgegangen, um diese Hemmungen, die vor allem finanzieller Art sind, zu überwinden. Daß man dort auch heute noch für einen solchen Zweck, sei es auf dem Weg von Lotterien oder gelegentlichen freiwilligen Sondererhebungen, gerne gibt, ist ein gutes Zeichen für die Stadtgemeinde. Die Hemmungen im sozialen Wohnungsbau liegen, um es kurz zu sagen, dort, wo das Geld in einer vom allgemeinen Wohl unabhängigen Weise gelenkt wird, ferner dort, wo man nicht daran denkt, die Voraussetzung für eine Einstimmung von Bodenrecht und Baueinheit zu schaffen, und endlich dort, wo eine immer schwerfälliger werdende Baubürokratie regiert.

Die historischen Grundlagen für die weiteren Aussprachen versuchte das Referat von Dr. Fegers zu geben: „Die geistigen Hintergründe der heutigen Baukunst.“ Der Vortragende ging davon aus, Architektur der Vergangenheit als „Bekundung“ des Menschen und seiner Lebensordnung verständlich zu machen. Die Architektur des 19. Jahrhunderts „bekundet“ dabei einen Menschen, der sich hinter nachgeahmt religiösen (neugotischen) oder repräsentativ politischen (Neurenaissance- und Neubarock-) Formen verbirgt. Welcher Art dieser Mensch sei, unterließ der Vortragende leider zu kennzeichnen, so daß doch kein rechter Einblick in die „geistigen Grundlagen der modernen Architektur“ gewährt wurde. Dieser Mensch ist der Mensch der Wissenschaft,

insbesondere der Naturwissenschaft und der Technik, ein Mensch hoher Bewußtheit und ichbezogener Geistigkeit, der nach dem (äußeren wie inneren) Verlust des Reiches sich aus allen Bindungen gelöst hat und den technischen Zweckbau gebiert. Die hohe Einschätzung der technischen Spielereien gewisser neuzeitlicher Bauten durch den Vortragenden konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß solche Spielereien eine kümmerliche Reaktion der künstlerischen Phantasie gegen den Rationalismus mit dessen Mitteln sind und ein dürrer Versuch, sich mit den eigenen Haaren aus dem Sumpf zu ziehen, im Grunde eine Illusion künstlerischer Freiheit. Bedauerlich war, daß der Vortragende keine Zeit für eine Aussprache hatte.

Weiter führte der Vortrag von Prof. Lempp über „Das Künstlerische im sozialen Wohnungsbau“. Was hat ausgerechnet der soziale Wohnungsbau, der wie kein anderer dem eisernen Gebot der Verbilligung unterliegt, mit dem Künstlerischen zu tun? Prof. Lempp bestimmte das Wesen des Künstlerischen als Ordnung und deutete darauf hin, daß diese Ordnung keine „seelisch beschwingte“, angeblich organische oder sonstwie gewollt untechnische Form sein könne, sondern eine Ordnung, die aus dem Sozialen komme. Es war deutlich zu spüren, daß der Städtebauer von heute das Ästhetische mit dem Ethischen zu verbinden bestrebt ist. Hier gab Dr. Eberhard Müller in der Aussprache das letzte Verständnis, indem er darauf hinwies, daß man von jenem Sozialen zu niedrig denke und sich darunter jedenfalls nicht nur ein für die Befriedigung der äußeren Lebensbedürfnisse Notwendiges vorstellen dürfe. Man müsse den Wohntyp finden, welcher der Aufgabe entspreche. Diese aber dürfe nicht materialistisch verstanden werden. Es sei kein sozialer Wohnungsbau, wenn man Leute so billig wie möglich unterbringe, nur um sie aus den Augen zu haben. Es gälte ihnen ein Heim, eine Heimat zu schaffen! Ein anderer Teilnehmer an der Aussprache sagte: „Lieber 20 Wohnungen, die eine Heimat sein können, als 21, die keine sind.“ Solche Heimat aber ist – dies fügen wir hinzu – an das Bild vom Menschen angepaßte Umwelt, wie sie die Kultur darstellt. Und um eben dieses Bild geht es.

Hier brachte der nächste Tag die Fortentwicklung. Er begann mit einem Referat von Prof. Elsässer über das Thema „Mietshaus- oder Eigenwohnbau“. Prof. Elsässer trat für das „Recht auf Eigenwohnungen“ ein, das er auf dem Weg von Wohnbauvereinen im Sinne eines vereinsmäßigen Zusammenschlusses von etwa 80 bis 120 Wohnungseigentümern in die Wirklichkeit umsetzen will. Hier erhebt sich nebenbei die Frage, ob eine Stadt gerade in dieser Hinsicht nicht mehr zu sein habe, als ein solcher Verein. Das höchstens viergeschossige Mietshaus mit Stockwerkeigentum wurde als die zur Zeit

bestmögliche Lösung bezeichnet. Im letzten Blickpunkt steht das Einfamilienhaus. Abgesehen von der Stadtmitte ist das Hoch-Mietshaus wirtschaftlich nicht tragbar. Indessen – so wurde in der Aussprache festgestellt – entscheiden in dieser Frage nicht nur wirtschaftliche, sondern auch kulturelle Gründe. Es gälte der Verfassung vorzubeugen, wie sie in der falsch verstandenen sozialen Wohnungsbauweise zum Ausdruck komme. Die von Prof. Elsässer z. T. bereits verwirklichten Wohnbauvereine sind auch in dieser Hinsicht den Wohnungsgesellschaften vorzuziehen, weil sie den Bewohnern der betreffenden Häuser ein dingliches Recht auf ihre Wohnung geben und sie zu Besitzern oder besser Eigentümern machen. Hier war die unausgesprochene Vorstellung nahe, daß echter sozialer Wohnungsbau bei uns in ganz einfacher Weise persönliche Werte einschließt, die ihrerseits eine Steigerung in das Kulturelle ermöglichen. Nur auf diese sehr sachliche und nüchterne Weise können die Grundlagen dafür geschaffen werden, daß die abendländische Kultur auch weiterhin eine Leistung schöpferischer Persönlichkeiten bleibt.

Guter Städtebau – so wurde in der Aussprache ferner gesagt – bestünde darin, daß solche Eigenwohneinheiten in Gärten, deren Grundfläche in einem bestimmten Verhältnis zu der der Einheiten zu halten sei, sich zum Ganzen des Straßenverbandes und der Stadtgemeinde fügen. Auch hier blieb eines unausgesprochen: daß die Ursache vieler Schäden auf dem Gebiet des Städtebaus die Tatsache ist, daß man nicht mehr weiß, was es heißt, wenn eine Stadt – streng als solche verstanden, nämlich als Gemeinde – Bauherr ist. Auch hier weist das Ästhetische ins Ethische. Dies wäre wahrhaft „organisches Bauen“.

Damit stimmt überein, wenn Prof. Lempp das Postdörfle und die Schönbühlbauten – im Vergleich zu der ungeordneten Häusermasse von Fellbach – als wohlthuende Zusammenfassung noch gelten ließ und als vorbildlich die Ostheimer Einfamilienhaus-Siedlung bezeichnete. Die städtische Siedlung Wangen wiederum wäre das Gegenbeispiel hierzu.

Der Abend desselben Tages brachte das gespannt erwartete Rundgespräch zwischen Prof. Lempp, Oberbaurat Fulda, Prof. Elsässer, Dipl.-Volkswirt Donath und Architekt Irion: „Hochbau und Flachbau in ethischer und sozialpolitischer Sicht.“ Am entschiedensten trat Oberbaurat Fulda für den Flachbau ein, wobei er der durch diesen gegebenen Beziehung zum Boden und zur Erde eine menschenbildende Bedeutung zumaß. Voraussetzung für diesen sei allerdings eine Bodenreform. Sämtliche Anwesenden waren sich darüber einig, daß man den Hochbau in der Mitte unserer Großstätte freilich nicht verhindern könne, man verhindere denn die Großstadt selbst. Einen liebenswürdigen „advocatus diaboli“ spielte Dipl.-Volkswirt Donath, als er für das Wolkenkratzer-Mietshaus aus Gründen des Bodengangs eintrat. Er wurde jedoch von Architekt Irion widerlegt, der auf die Unrentabilität eines Wohnhauses

ab einer Stockwerkzahl von etwa fünf hinwies. Wichtig war auch der Hinweis, daß auch die Kinderfrage Wolkenkratzer-Wohnheime verbiete. Wichtig war der Hinweis von Prof. Lempp – im Hinblick auf die behauptete Neigung gewisser Menschen, in solchen Heimen zu wohnen –, daß das öffentliche sozialpolitische Interesse u. U. weiter zu gehen vermöge, als das Einzelinteresse der Bewohner.

Hoherfreulich war die Harmonie, welche in der Stellungnahme zu allen grundlegenden Fragen herrschte, vor allem im Hinblick auf die Gefahren einer bloß formalistisch technizistischen Bauweise, die über den Mitteln den sozialen, ethischen, kulturellen, ja, letzten Endes religiösen Zweck vergißt. Hoherfreulich auch war die Bescheidenheit, mit der man um das wußte, was nicht ist.

Dr. Tournier aus Genf sorgte in seinen Ausführungen über „Babel oder Jerusalem“ für die zentrale Schau. Diese mutete allerdings insofern etwas kalvinistisch gefärbt an, als christlicher Glaube letzten Endes nicht in der Weltverneinung stehen bleiben kann, sondern auf eine neue Daseinsordnung hinwirken und um die neue Erde ringen wird. Wenigstens ist uns Deutschen das viel verfälschte und verratene „Reich“ zu sehr in Fleisch und Blut eingegangen, als daß wir von dieser Vorstellung lassen könnten.

Adolf Schabl.

Vom Wiederaufbau zerstörter Städte

Dieser Tage ging uns eine vom Verein für das Historische Museum, Frankfurt a. M., vom Bund tätiger Altstadtfreunde zu Frankfurt a. M. und vom Heimatbund Frankfurt a. M. zum Wiederaufbau unserer Stadt unterzeichnete Druckschrift zu. Sie gibt einen Vortrag von Dr. A. Rapp wieder, der am 8. Juli 1950 bei der Eröffnung der Ausstellung „Unsere Stadt“ im Römer gehalten wurde. Es sind darin einige Sätze enthalten, die wir unseren Mitgliedern nicht vorenthalten wollen.

Dr. Rapp spricht dem Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt a. M. u. a. seinen Dank aus für die „Mitwirkung bei dem unerhört schweren Geschäft des Wiederaufbaus unserer Stadt“. Im Anschluß daran fährt er fort: „Die Baudiktatur beruft sich, wie jede echte Diktatur auf den Spezialauftrag der Vorsehung. Sie glaubt, dem Gott dieser Zeit, nämlich dem Verkehr, in erster Linie dienen zu müssen. Damit wird ihr vornehmstes Betätigungsfeld nicht mehr der umbaute Platz, wo das Leben sich sammelt und formt, weil es hier Anfang und Ziel findet, sondern die Ausfallstraße, wo ein schlechterdings Häuserfeindliches, nämlich der Verkehr, durchbricht.“ Dies sind Worte, welche auf Stuttgarter Verhältnisse geschrieben sein könnten. Wenn der Heimatbund sich für die Erhaltung des Kronprinzenpalais einsetzt, so in erster Linie darum, weil er den Schloßplatz nicht dem Verkehr und der viel zu breiten Rotestraße mit ihren Zubringerstraßen sowie den Ausfallstraßen opfern will.

Warum, so fragt Dr. Rapp im weiteren Verlauf, verbietet aber der Baudiktator von heute sich und anderen jede Anlehnung an Geschichte und Tradition. Er antwortet darauf: „Es ist der gleiche Grund, den Hitler hatte, als er das Abhören feindlicher Sender verboten hat. Die Angst, es könne aus diesen Dingen eine Kraft und eine beharrliche Sicherheit ausstrahlen, vor der die Ratlosigkeit ihres eigenen Strebens als die dürftige Bemühung einer Pygmäen-Generation erscheinen möchte. Wie aber unter Hitler durchaus nicht alle Untertanen mit der totalen Führung einverstanden waren, so auch heute zum Glück bei weitem nicht alle Architekten mit der totalen Seriediktatur. Die Parallele ließe sich fortführen. Ich glaube, daß wir alle in diesem Raum bereit sind, in der großen Auseinandersetzung unseres Tages: „Mensch oder Masse“ vorbehaltlos und mit unserer ganzen Energie auf die Seite des Menschen zu treten, der freien Persönlichkeit. Ist es dann aber richtig, die ausschließliche Herrschaft einer Bauweise zu dulden, die sich ganz eindeutig so verhält, als sei jene Auseinandersetzung bereits entschieden, und zwar im Sinne der Masse? Die Diktatoren kennen sehr wohl die Überzeugungskraft, die von fertig dastehenden Architekturwerken ausgeht. Deshalb betreiben sie mit allen Mitteln die Aufrichtung von Propagandabauten, und jede Abweichung von ihrem System, jeder erbrachte Beweis, daß man auch anders bauen kann, ist ein Greuel für ihre Augen.“

Wir stehen nicht an zu behaupten, daß auch in der Architektur das Geheimnis des Stiles der Mensch ist. Es geht dabei vielleicht sogar um das wahre Gebildetsein. Dies freilich ist eine Gabe. Darum ist auch auf dem Gebiet der Baukunst mit unbegabtem Wesen, und sei es noch so „talentiert“, und eigener Berufung nichts Gutes zu schaffen. Man merkt den Bauten an, ob ihr Schöpfer ein ungebildeter Geschäftsmann war oder aber ein Mensch, der – sei es auch nur in einem versteckten Winkel seines Herzens – nach Freiheit aus den ihm auferlegten Bindungen einer rein technisch bedingten Bauweise sich sehnt.

Verwechseln wir außerdem nicht den Stilbegriff „echt“ und den Wertbegriff „gut“. Echt ist jede Bauweise, die in ihrer Art folgerichtig durchgeführt ist, Stil hat. Denn das Geheimnis des Stils ist doch wohl die bündige und schlüssige Form, an der nichts mehr zufällig ist, wo alles weggelassen wurde, was nicht sinngemäßer – und das hieße doch wohl hier zweckgemäßer – Ausdruck ist. Nicht was gesagt wird, wie etwas gesagt wird ist für diese stilistische Echtheit entscheidend, auch wenn das, was gesagt wird, in seinem Wert anfechtbar ist. Bedenklich stimmt nur, wenn Zweckbauten, die in ihrer Art ungeheuer eindrucksvoll sein können und Staunen zu erregen vermögen, ein Staunen, das freilich mit einem leichten Gruseln gemischt sein kann, wenn diese Bauten mit „gut“ bezeichnet werden, also einem Wort, in dem immerhin dies eine liegt, daß man Geschmack daran gefunden hat, daß man zufrieden mit ihnen ist. Man

müßte vermutlich ein Mensch des 18. Jahrhunderts sein, um das Beängstigende, Bedrohliche, fast Unmenschliche zu ermessen, das gerade von einem sehr stillvollen flachgedeckten Hochhaus im amerikanischen Broadwaystil ausgeht. Den Menschen des Maschinenzeitalters vermögen Wohnmaschinen nicht mehr zu erschrecken. Gewiß gibt es Maschinenschönheit, insofern nämlich, als sich das Wesen einer Maschine in ihrer Form erfüllt. Es ist jedoch gefährlich, die Maßstäbe der Maschinenschönheit auf bauliche Schönheit anzuwenden. Auch für diese Schönheit gilt die Schillersche Begriffsbestimmung, Schönheit sei „Freiheit in der Erscheinung“. So aber, wie die Frage der Qualität eines Kunstwerkes die der Qualität des Menschen, der es geschaffen hat, ist, so ist die Frage jener Freiheit eine Frage der persönlichen Freiheit des Baumeisters, Freiheit nicht erlebt als Willkür, sondern als Freiheit zu den Gesetzen, wie sie sich in den maßstäblichen Verhältnissen, den Proportionen des Einzelnen und der Harmonie des Ganzen ausdrücken. Hier hört freilich der Bauingenieur auf und der Architekt fängt an.

„Daß man auch anders bauen kann“, wie Dr. Rapp sagt, dafür haben wir glücklicherweise auch in Stuttgart gute Beweise, sogar in der Nähe des Marktplatzes. Wir denken an das Tritschlerhaus von Dr. Gretscher.

Eines wünschten wir uns für Stuttgart, daß wir vielleicht auch einmal bei der Eröffnung einer Ausstellung über unsere Stadt zugleich im Namen sämtlicher Heimatvereine des Landes dem Herrn Oberbürgermeister danken dürften für seine „Anregung und Mitwirkung bei dem unerhört schweren Geschäft des Wiederaufbaues unserer Stadt“.

Eine Erwiderung

Architekt Hans Zimmermann hat es für gut befunden, mich als den Verfasser des Artikels „Die Katze aus dem Sack gelassen“ in Nr. 4 unserer Zeitschrift in der Tagespresse persönlich anzugreifen. Persönliche Angriffe setzen jeder sachlichen Auseinandersetzung ein Ende. So auch in diesem Fall. Sachlich richtiggestellt sei deshalb folgendes: Architekt Zimmermann hat in dem vom Verfasser kritisierten Aufsatz das Zentral-Küchenhaus nicht als eine Möglichkeit für alleinstehende oder überwiegend berufstätige Männer und Frauen dargestellt, sondern ist darin ganz allgemein und grundsätzlich für den küchenlosen Wohnbau eingetreten, und zwar aus Gründen der Wirtschaftlichkeit und besseren technischen Lösbarkeit, wobei er ausdrücklich das Wort „Familie“ gebraucht. Es muß darin eine Gesinnung erblickt werden, wie sie im Großen vorliegt, wenn die Stadt Stuttgart einseitig ihren Stadtbauplan nach den Gesichtspunkten der Wirtschaftlichkeit und verkehrstechnischen Lösbarkeit ausrichtet und dabei kein Geld hat für ein – an sich dringend nötiges – Konzerthaus oder Ausstellungsbauwerke, sowie kein Verständnis dafür zeigt, daß eine Stadt wie Stuttgart eine geistig-künstlerische Mitte haben

muß, wie sie der Plan von Professor Bonatz vorsieht. Wie im Großen, so im Kleinen. Man befürwortet einen Wohnbau, der mit Kultur insofern wenig zu tun hat, als unsere abendländische Kultur immer Persönlichkeits-Kultur war, deren Wesen sich widerspiegelte bis in Einzelheiten einer sehr persönlichen Wohnkultur und einer sehr persönlichen Essenskultur. Gerade aber in der Küchenfrage verbinden sich Wohn- und Essenskultur auf das engste. Es mag sein, daß die Abneigung der Kornwestheimer Stadtväter, welche Architekt Zimmermann karikiert, gegen den küchenlosen Wohnbau an eine Schattenseite dieser Einstellung rührt. Aber auch hier gibt es kein Licht ohne Schattten. Das Licht aber ist das, was Goethe mit den Worten kennzeichnet: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit.“ Wir dürfen hinzufügen: Nicht nur höchstes Glück, sondern Ursprung der vom Geist her neu geschaffenen Welt, die wir mit dem Wort Kultur umreißen und in der der Mensch ein Reich über sich hinaus errichtet und vorahnend den Boden einer neuen Erde betritt. Ein grundsätzlich und allgemein bejahter küchenloser Bau aber tritt den Bestrebungen der Kollektivisierung, Kasernierung, Uniformierung usw. auf dem Gebiet der Essenskultur sinngemäß zur Seite. Nivellierung des Denkens und Nivellierung des Essens hängen mehr miteinander zusammen, als man im allgemeinen annimmt. Sie sind eine einfache Tatsache des „Stils“. Die fabrikmäßig gelieferte Konserve mitsamt ihrer ganzen Büchsen-Essenskultur und die Fertig-Montage-Bauweise in der Architektur ergänzen sich. Heimat aber, dies ist uns, ganz einfach gesagt, ein Stück abendländische Kultur, d. h. aber Persönlichkeits-Kultur, nicht nur des Kopfes, auch des Herzens und des Leibes. Um diese Kultur geht es, im Großen wie im Kleinen, gegen alle nicht-abendländischen Kräfte der Barbarisierung.

Architekt Zimmermann hat dem Verfasser Textveränderungen vorgeworfen. Tatsache ist, daß nur der unbedeutende Klammer-Satz („in ländlichen Gegenden Holzfeuer“) weggelassen wurde und versehentlich anstatt „ein Gefühl tiefer Befreiung ankommen“ geschrieben wurde „ein Gefühl tiefer Befriedigung überkommen“. Architekt Zimmermann nützt dies aus zu einer Behauptung, die falsche Vorstellungen erwecken muß, und zu einem Vorwurf, der durch die Tatsachen nicht gerechtfertigt ist.

Adolf Schabl

Heimatschutz in den Landkreisen

In der Pforzheimer Heimatpost fanden wir neulich eine erfreuliche Notiz, und zwar unter der Rubrik: „Wofür der Landkreis sein Geld ausgibt.“ Es heißt dort: „Für die Heimatpflege, hauptsächlich Fachwerkerneuerungen, sind, wie schon berichtet, 5000 DM vorgesehen. Sie sollen zum Teil auch dem Dorfbild von Stein zugutekommen, auf das die Gemeinde mit Recht so stolz ist,

und das beim großen Heimatfest im Sommer viele Fremde anlocken wird.“

Uns ist in ganz Württemberg noch kein Fall bekannt geworden, wo der Kreis so namhafte Mittel für diesen Zweck aufgebracht hätte. In dem finanziell so schlecht gestellten Nordbaden geht es aber anscheinend! Auch dies scheint eine Sache der Gesinnung zu sein.

Ludwigsburger Heimatwoche

Die Ludwigsburger Heimatwoche vom 22. bis 29. Oktober, veranstaltet vom Schwäbischen Heimatbund in Verbindung mit dem Historischen Verein Ludwigsburg und dem Schwäbischen Albverein unter der Schirmherrschaft von Oberbürgermeister Dr. Doch und dem Landrat Dr. Ebner, hat gehalten, was sie versprochen hat. Eine Vortragsreihe vermittelte eine Fülle von heimatkundlichem Wissen, welches durch die Anschauung, die die heimatkundlichen Fahrten und die von Dr. A. Walzer und Prof. Paret aufgebaute Ausstellung boten, sinngemäß ergänzt wurde. Im Heimatabend wurde die Heimat in Dichtung und Musik nahegebracht, denn „nicht allzu wissend sollte das Herz werden“. Ein Bunter Abend diente der Geselligkeit. Alles in allem gesehen wurde kein Fest gefeiert, sondern ernste Arbeit am Menschen geleistet, Bildungsarbeit. Es ging den Veranstaltern um das heute mehr als je gefährdete Bild vom Menschen, wie es uns in den Zeugnissen der Kultur der Vergangenheit überliefert ist, uns zur Ergänzung und zur Bewahrung vor den Gefahren einer einseitig technischen Kultur. Die Veranstalter waren sich darüber im klaren, daß sie damit um die Heimat kämpften, gesehen ganz einfach als ein Stück Abendland, und zwar gegen alle nichtabendländischen Kräfte, welche heute am Werke sind, den Menschen zu verbilden. Heimat, verstanden als die vom abendländischen Menschen in der Kultur gestaltete und an sein Bild angepaßte Umwelt, ist „die stärkste Kraft, die uns vor dem so oft prophezeiten Untergang des Abendlandes bewahren kann“ führte in dem schönen Programmheft der Heimatwoche Prof. Schwenkel aus, der zugleich in der Eröffnungsrede eindringlich auf die zunehmende Barbarisierung unseres Lebens hinwies. Die Veranstalter haben mit der Heimatwoche an die Bewohner von Stadt und Kreis Ludwigsburg die Frage gerichtet, was ihnen das Abendland wert sei und sie damit vor eine Wahl gestellt, die freilich nicht so sehr in Erscheinung trat, wie politische Wahlen es zu tun pflegen, darum aber nicht weniger aufschlußreich war. Sie hätten es nicht tun können, ohne die großzügige Unterstützung von Stadt und Kreis. Dieser war es vor allem zu verdanken, daß die Heimatwoche wirkliche Pionierarbeit sein konnte – Pionierarbeit auf eigenem Grund und Boden im Herzen der Heimat.

Heimatsbuch 1949

Versand und Abholung

Das Jubiläumsheimatsbuch 1949 ist infolge verschiedener ungünstiger Umstände, darunter des Todes des Herausgebers, Prof. Schuster, erst im November versandfertig geworden. Es ist inzwischen nach Orten geringer Mitgliederzahl im Einzelversand verschickt sowie in verschiedenen Mitgliederzusammenkünften verteilt worden. Für folgende Orte haben wir Verteilungsstellen eingesetzt, bei denen wir das Heimatsbuch *abzuholen* bitten. Bezugsberechtigt ist jedes Mitglied, das seinen Beitrag für 1949 ordnungsgemäß bezahlt hat. Nachzahlung ist nach vorhergehender Verständigung mit der Geschäftsstelle des Bundes möglich. Wir danken allen denjenigen, die bei der Verteilung des Buches mitwirken, insbesondere unseren Heimatpflegern, herzlich für ihre Mitarbeit.

Aalen, Reinhard Schnez, Rombacher Straße 41
Asperg, Rektor Adolf Müller, Alleenstr. 19
Backnang, Bezirksnotar H. Bartenbach, Weissacher Str. 33
Biberach, Stadtbaumeister Müller, Alpenstr. 15
Bietigheim, Buchhandlung Berner, Hauptstr. 10
Blaubeuren, Fr. Mangold'sche Buchhandlung
Böblingen, Bezirksnotar Fr. Nisler
Crailsheim, Studienrat O. Mutschler, Lindenweg 4
Ebersbach/Fils, Bürgermeisteramt
Ebingen, Forstmeister Kaufmann, Heubergstr. 21
Ehingen, Forstmeister C. Katzer
Eislingen, Bezirksnotar Sigloch, Rathaus
Ellwangen, Studienrat H. Rettenmaier, Marchtalerstr. 20
Eßlingen, Buchhandlung Stocker
Fellbach, Stadtapotheke, Frl. Dr. Fürst
Freudenstadt, Architekt W. Zeininger, K. Schottstr. 7
Geislingen/Steige, Schubartbuchhandlung E. Fluhrer
Schwäb. Gmünd, H. Wille, Hardtstr. 6
Göppingen, Lehrer Seiffer, Lutherstr. 12
Schwäb. Hall, Bezirksnotar Oelschläger, Bezirksnotariat
Hechingen, Willy Baur, Schloßplatz 1
Heidenheim, Lehrer Fritz Schneider, Wilhelmstr. 104
Heilbronn, Scheuerlensche Buchhandlung, Titostraße
Horb, Kreisbaumeister Haug, Kreisverbandsgebäude
Kirchheim/Teck, Studienrat O. Lau, Jesinger Straße 61
Künzelsau, F. Breyer, Kelterstr. 51
Lauffen/Neckar, Hauptlehrer C. Bohnenberger, Katharinenstraße 22
Leutkirch, Stadtbaumeister W. Saleth, Gänsbühl 6
Ludwigsburg, Architekt K. Mäule, Hammerstr. 10
Marbach, Apotheke Alfred Palm
Mengen, Architekt Otto Klein, Mittlere Straße 72
Metzingen, Hauptlehrer W. Baur, Silberstr. 22
Mühlacker, Kreisbaumeister W. Äckerle, Schubartweg 5
Münsingen, C. L. Baader, Buchdruckerei
Nürtingen, Paul Haller, Katharinenstr. 28
Ohringen, Hohenlohe'sche Buchhandlung F. Rau
Pfullingen, Oberreallehrer G. Gokenbach
Plochingen, Apotheke L. Laccorn, Marktstr. 21

Ravensburg, Dorn'sche Buchhandlung
Reutlingen, Städt. Archiv, Wilhelmstr. 5, Eingang Hof,
Dr. J. J. Sommer (nur Samstags 10–12 Uhr)
Riedlingen, Landforstmeister R. Lohrmann
Rottenburg, Architekt L. Nesch, Seebrenner Str. 3
Rottweil, Gymnasium, Oberstudiendirektor Betz
Saulgau, Stadtbaumeister F. Stehle
Sigmaringen, Bezirksbauamt, Leopoldplatz 5, Landes-
konservator Baurat W. Genzmer
Schorndorf, Architekt J. C. Rösler, Oberer Marktpl. 10
Schwenningen, Walter Schlenker, Paulusplatz 5
Sindelfingen, Bürgermeister Gruber
Süßen, Kreissparkasse, Gustav Bech
Tett nang, Dr. Alex Frick, Zahnarzt
Tübingen, Buchhandlung Gastl, Neue Straße
Tuttlingen, Studienrat i. R. E. Benz, Im Göhren 57
Ulm, Baurat Zimmermann, Stadtplanungsamt,
Münchner Str. 1, Zimmer 48
Urach, H. Häcker, Hirschapotheke
Waiblingen, J. Heß, Buch- und Papierhandlung
Wangen/Allgäu, Zimmermann'sche Stadtapotheke
Winnenden, Medizinalrat a. D. Dr. P. Morstatt, Markt-
straße 26

Für Stuttgart haben wir in den Vororten folgende Verteilungsstellen eingerichtet:

Bad Cannstatt, C. A. Stehns Buchhandlung, Bahnhof-
straße 13
Degerloch, Buchhandl. Agathe Göser, Tübinger Str. 3
Zuffenhausen, Notar Rühle, Hellmuth-Hirth-Straße 24
Wir bitten die in diesen Stadtteilen wohnenden Mitglieder, ihre Heimatsbücher dort abzuholen.

An unsere Mitglieder!

Mit der vorliegenden Nummer ist der erste Jahrgang (1950) der Zeitschrift „Schwäbische Heimat“, die wir unseren Mitgliedern als Jahresgabe zustellen, abgeschlossen. Wir hoffen, unseren Mitgliedern mit diesem Jahrgang viel Bereicherung und Freude gegeben zu haben. Für jede Teilnahme an unserer Zeitschrift, möge sie sich auf dem Wege der Zustimmung oder der kritischen Stellungnahme äußern, sind wir dankbar. Was gefällt Ihnen, was wünschen Sie anders, was vermissen Sie, womit glauben Sie, daß unseren Vereinszielen besser gedient sei: dies sind Fragen, die wir gern aus dem Kreis unserer Mitglieder beantwortet hätten. Und bitte, versäumen Sie nicht, gerade jetzt zum Beginn des neuen Jahrgangs auf unsere Zeitschrift im Kreise Ihrer Bekannten und Freunde aufmerksam zu machen. Sie leisten damit dem Bund und seiner Sache einen guten Dienst. Einbanddecken für Jahrgang 1 der Zeitschrift werden bei einer genügenden Zahl von Vorbestellungen durch den Bund zum Preise von DM 1.– bis 1.50 geliefert. Umgehende Vorbestellung bei der Geschäftsstelle ist erforderlich.

Veranstaltungen

des Schwäbischen Heimatbundes in Stuttgart Januar bis April 1951

1. Vorträge:

Montag, den 15. Januar, 20 Uhr, im Saal des Landesgewerbemuseums, Eingang Kienestraße, Dr. W. Supper: „Eine Reise ins oberschwäbische Barock- und Orgelland“. Neue Klängaufnahmen von Weingarten, Ottobeuren, Rot und Ochsenhausen; mit Lichtbildern.

Montag, den 12. Februar, 20 Uhr, in der Technischen Hochschule, Hörsaal 15, Dr. A. Walzer: „Religiöse Überlieferung in der Volkskunst. Volkstümliche Bildinhalte auf Kacheln und Modeln“, mit Lichtbildern.

Montag, den 12. März, 20 Uhr, im Saal des Landesgewerbemuseums, Eingang Kienestraße, Forstmeister Dr. h. c. O. Feucht: „Rund um die Stuttgarter Anlagen. Landschaftsschutz und Stadtplanung“, mit Lichtbildern.

Freitag, den 13. April, 20 Uhr, in der Technischen Hochschule, Hörsaal 15, Oberbaurat Dr. P. Faerber: „Baukunst und Stadtplanung in Stuttgart um 1800“, mit Lichtbildern.

Eintritt für Mitglieder frei, für Nichtmitglieder DM -50

2. Führungen und Studienfahrten:

Sonntag, den 15. April, 8 Uhr, Karlsplatz: Abfahrt in Omnibus nach Schorndorf-Waiblingen-Marbach-Markgröningen-Leonberg. Studienfahrt mit Dr. Decker-Hauff, „Der Ausbau der Herrschaft Württemberg im Spiegel der Stadtgrundrisse“. Teilnehmergebühr für Mitglieder DM 4.50, für Nichtmitglieder DM 5.50.

Führung durch Stuttgarts Kirchen der Neuzeit von Dr. A. Schabl unter Mitwirkung der Baumeister. Einführung in das Werk der Kirchenbaumeister Lempp, Dr. Alfred Schmidt, Hugo Schloesser, Hans Herkommer usw.

a) Sonntag, den 25. Februar, 14 Uhr: Kaltental, St. Antoniuskirche und evangelische Kirche; Heslach, Kreuzkirche; Kirche auf dem Leipziger Platz. Treffpunkt: Haltestelle Kaltental der Straßenbahn.

b) Sonntag, den 18. März, 14 Uhr: St. Georgskirche am Pragfriedhof; Erlöserkirche; St. Martinskirche Cannstatt. Treffpunkt: Erlöserkirche (Linie 10). Teilnehmergebühr: Keine. Anmeldung erbeten.

125 Jahre „Kessler-Sekt“

1826-1951



Doch achte stets auf „Frisch und Froh“
Das „KESSLER-Zeichen“: Piccolo.

G. C. KESSLER & CO.
Älteste deutsche Sektellerei
ESSLINGEN AM NECKAR

Württembergische
FEUERVERSICHERUNG AG. IN STUTTGART
SEIT 1828

**Versicherungen
jeder Art! ***

*Fachmännische Beratung durch unsere örtlichen Vertretungen

Die Heimat grüßt Euch in der Ferne..

Alle Landsleute in der weiten Welt und besonders unsere Söhne und Töchter in Europa und Übersee grüßen wir herzlich und laden sie zum Besuch der schönen, schwäbischen Heimat ein.
Auf Wiedersehen!

Backnang

die Süddeutsche Gerberstadt grüßt ihre Söhne und Töchter überall.

Der Bürgermeister

Eßlingen a. N.

Alle Freunde über Land und Meer grüßt die alte Reichsstadt!

Verkehrsverein Eßlingen a. N.

Geislingen a. d. Steige

Die Fünftälerstadt entbietet allen Geislingern und allen Gästen und Gönnern in Nah und Fern heimatliche Grüße.

Der Bürgermeister

Göppingen

Die Hohenstaufenstadt Göppingen grüßt ihre Landsleute in aller Welt.

Städt. Verkehrsamt Göppingen

Kirchheim a. Neckar

Die Gemeinde Kirchheim a. Neckar grüßt alle ihre Landsleute in Nah und Fern.

Der Bürgermeister

Lauffen am Neckar

die romantische Weinstadt und Geburtsort des großen Dichters Hölderlin, grüßt ihre Angehörigen und Freunde sowohl im Ausland als auch im Inland auf das Herzlichste. Der Bürgermeister

Ludwigsburg

die gastliche Stadt der Schlösser und Gärten grüßt Sie und ladet zum Besuch herzlich ein.

Verkehrsverein Ludwigsburg e. V.

Die Schillerstadt Marbach

grüßt alle herzlichst, die mit ihr und ihrem großen Sohn verbunden sind.

Der Bürgermeister

Markgröningen

Die alte Reichsstadt und Schäferlaufstadt Markgröningen grüßt ihre Söhne und Töchter.

Der Bürgermeister

Neckarsulm

die alte Deutschordensstadt und jetzt die Stadt des Weines und der Industrie übermittelt ihren auswärtigen Töchtern und Söhnen die herzlichsten Grüße.

Der Bürgermeister

Schwäbisch Hall

Die alte freie Reichsstadt Schwäbisch Hall grüßt ihre Söhne und Töchter sowie Freunde u. Gönner in aller Welt.

Städt. Verkehrsamt Schwäbisch Hall

Münsterstadt Ulm a. D.

Die Münsterstadt Ulm grüßt alle ihre Freunde im In- und Ausland.

Der Oberbürgermeister

Walheim am Neckar

das alte, schöne Neckardorf grüßt seine Söhne und Töchter sowie alle Freunde in der weiten Welt.

Bürgermeister Trefz

Weinsberg

die Stadt der treuen Weiber, des Dichters Justinus Kerner und des Weins grüßt seine Söhne und Töchter aufs herzlichste.

Der Bürgermeister



Bohnenberger & Cie., K.G.

Papierfabrik Niefern

Eingerichtet zur Herstellung von:

Abzug-, Ausstattungs-,
Autotypiedruck-, Bankpost-,
Bücherschreib-, Büttendruck (imitiert),
Dickdruck-, federleicht Druck-,
Hartpost-,
Illustrationsdruck-,
Kabelpapier, Kanzleipapier,
Kombinationsdruck-, Konzept-,
Lichtpausrohpapier,
Naturkunstdruck-, Normalpapier,
Offsetdruck-,
Papyrolinrohstoff, Post-,
Sack-, Schreib-, Schreibmaschinen-,
Spinnpapier,
Steindruck-, Tiefdruck-,
Vervielfältigungs-, Wasserzeichenpapier,
Werkdruckpapier

●
Offsetkarton, Postkartenkarton,
Schreibmaschinenkarton

●
Spezialitäten:

„Schloßmühle“ Bankpost
Phaco-Offsetpapier und -Karton

●
Alles in Formaten und Rollen
Verkauf nur über den Papiergroßhandel



Flugsaur

Ein neues Heimatbuch

aufschlußreich für alle, die nach Herkunft und Entwicklung unseres Lebensraumes forschen:

ERNST STUHLINGER

Die Schwäbische Alb

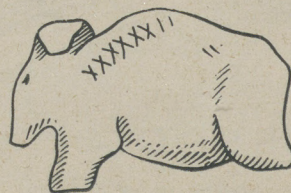
Entstehungs- und Lebensgeschichte

Mit 54 Abbildungen und einer Aufklapptafel
Kartonierte mit Bildumschlag DM 5.60

Wie sich im geologischen Aufbau die Alblandschaft herausformte, wie Pflanze, Tier und Mensch das Antlitz der Alb mitgestaltet haben, wie Boden, Landschaft und Klima ihre Eigenart und ihre Lebensformen bestimmen, das alles ist in diesem Buch geschildert von einem Mann, der den Stoff aus gründlichem Studium kennt, der lebendig zu schildern und auch verwickelte Vorgänge einprägsam zu verdeutlichen weiß. Von einem Manne schließlich, dem seine Albheimat ans Herz gewachsen ist, mit dem sich darum trefflich wandern läßt durch Jahrtausende eines Erdgeschehens, das in der Schwäbischen Alb wie kaum anderswo in Spuren und Zeugnissen sich bezeugt.

Dieses Buch will dem Albwanderer, dem Heimatfreund, dem Lehrer helfen, Erdgeschehen und Erdkunde, Geschichte und Kultur der Alb zu verfolgen und damit die Reize und Besonderheiten dieses Erdenfleckchens voller Schönheit und Wunder noch besser zu verstehen. Darum gibt es auch keine tote Steinbruchkunde, keine Aufzählung der tausenderlei Versteinerungen. Das Buch behandelt vielmehr die Alb als einheitlichen Organismus mit eigenartiger Lebens- und Entwicklungsgeschichte. Diese Geschichte der Alb rollt überaus fesselnd vor dem Leser ab und nimmt ihn bis zu den letzten Seiten voll in seinen Bann.

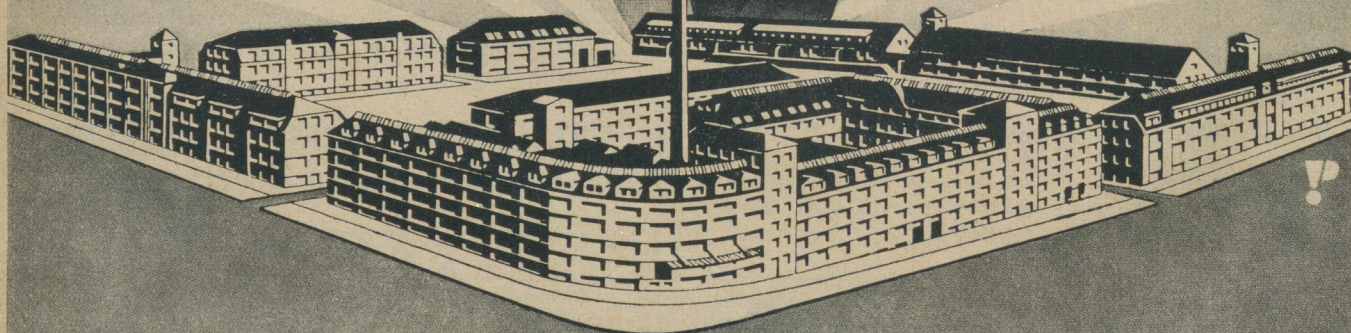
FRANCKH'SCHE VERLAGSHANDLUNG
KOSMOS-VERLAG · STUTTGART



Kleinplastik vom Vogelherd

Triumph

*modisch
elegant
haltbar
bequem*



Spiesshofer & Braun • Heubach-Württ.
Die grösste Corsetfabrik in Europa



Das Leben ist doch schön ...
in einem gemütlichen Heim. Spielend leicht säubert sich alles täglich mit dem saugstarken »PROGRESS«, der schonend Staub und Schmutz entfernt.

PROGRESS

DIE *Sonne* DER HAUSFRAU

Staubsauger • Bohnermaschinen • Saugbohner

PROGRESS VERKAUF GMBH
der Firma Mauz und Pfeiffer STUTTGART-BOTNANG



Bürk

seit 1855

**Wächter-Kontrolluhren
Arbeitszeit-Registrierapparate**
Zeitstempel, Zeitrechner, Elektr.
Haupt-u. Nebenuhren, Signалуhren
Einzeluhren. Prosp. Sch direkt von

WURTT. UHRENFABRIK BÜRK SOHNE / SCHWENNINGEN a. N.



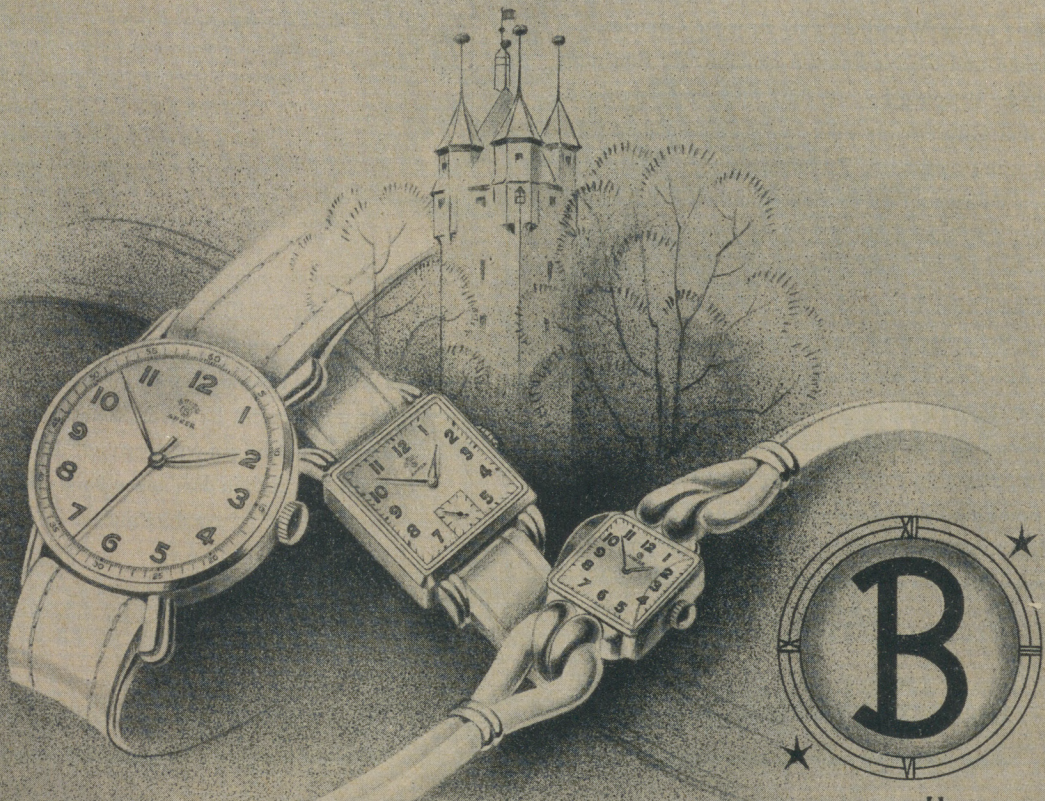
Teppiche

Vorlagen · Bettumrandungen · Läufer ·
Stoffe aus Velour und Haargarn

STEEGMÜLLER

STUTT GART, KÖNIGSTR. 16 • TELEFON 95124 / 25

Fachgeschäft für Orient- u. Deutsche Teppiche
Gardinen · Möbelstoffe und Tapeten.



J. BIDLINGMAIER
SPEZIALFABRIK FÜR ARMBANDUHREN

DIE QUALITÄT SUHR

SCHWABISCH-GMÜND

Was sich liebt, das neckt sich . . .

Dieses Sprichwort trifft in besonderem Maße zu auf den schwäbischen Volksstamm. In dem soeben erschienenen

Buch von

Hugo Moser

finden sich unzählige Beispiele und Beweise dafür. Sein Titel heißt

Schwäbischer Volkshumor

in den Necknamen der Städte und Dörfer in Württemberg und Hohenzollern, im bayerischen Schwaben und in Teilen Badens sowie bei Schwaben in der Fremde.

Mit einer Auswahl von Ortsneckreimen.

Auf Grund der Sammlungen von Michael Greiner u. a.

466 Seiten, 12 Karten. In Ganzleinen DM 15.80

Es ist eine uralte Wahrheit, daß zu jeder Gemeinschaft das Necken und die Necknamen gehören. Sie sind nicht nur hübsche Beispiele heiterer Volksdichtung, von Spaßvögeln und Dichtern im Volk geschaffen, sondern auch Zeichen eines gesunden Zusammengehörigkeitsgefühls. Für einen Volksmann wie Jeremias Gotthelf hat der Spott besonders da Heimatrecht, wo noch echte Gemeinschaft lebendig ist. Und neben Gotthelf hat dieses Buch Ludwig Uhland zum Paten, der zum erstenmal die Frage nach der Rolle des Volkshumors im schwäbischen Land stellte. Auf Grund jahrzehntelanger Sammelarbeit, vor allem von Michael Greiner, ist in diesem Buch das gesamte Material an schwäbischen Ortsneckereien zusammengetragen und in einer entsprechenden Form verarbeitet, die tiefe Einblicke in das geistige Leben des schwäbischen Menschen tun läßt. Schwaben, Wahlschwaben und Nichtschwaben werden ihre Freude an diesem fröhlichen Volksbuch haben.

Durch jede Buchhandlung erhältlich

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Kennen Sie die Reihe

Schwäbische Lebensbilder

Herausgegeben von der Württ. Kommission für Landesgeschichte

Die Schwäb. Zeitung vom 5. 11. 1949 schreibt darüber:

„Im Laufe der Zeit wird Württemberg mit den ‚Schwäbischen Lebensbildern‘ zu einer vollständigen Sammlung von Biographien seiner Landsleute, zu einer ‚Württembergischen Biographie‘, kommen, die ihresgleichen suchen wird. Vor der Gefahr akademischer Erstarrung oder einer gelehrten Weltfremdheit hütet man sich sorgfältig, darum sind auch die Mitarbeiter aus allen Ständen ausgewählt und selbst die Fachleute und Spezialisten geben sich Mühe, allgemein verständlich und gut zu schreiben.“

Soeben ist der V. Band erschienen. Er enthält die Biographien folgender Schwaben:

Johann Heinrich Ferdinand von Autenrieth / Rudolf Betz / Karl Philipp Conz / Karl Gärtner / Friedrich Glück / Adolf Goppelt / Friedrich Ludwig Griesinger / Georg August Griesinger / Theodor von Heuglin / Johann Christoph Herdegen / Christian Knapp / Karl Liebermeister / Karl Lohbauer / Eduard Paulus / Georg Friedrich von Schaffenstern / Valerius Schübler / Daniel Straub / Friedrich August Tscherning / Frb. Karl Eberhard Friedrich von Varnbüler / Friedrich Voith / Johann Matthäus Voith / August Wezel / Ottilie Wildermuth / Friedrich Wilhelm

Jede dieser Biographien bedeutender Schwaben gibt außer dem äußeren Aufbau des Lebens ein abgerundetes Bild der Persönlichkeit und ihrer geschichtlichen Bedeutung sowie des größeren oder kleineren Kulturausschnitts, in dem sie gelebt und gewirkt hat. Der Reichtum des schwäbischen Stammes an tüchtigen Männern auf den mannigfaltigsten Gebieten hat auch in dem neuen Band ein würdiges Denkmal gefunden.

Ein Band, den Sie sich zulegen sollten!

Durch jede Buchhandlung erhältlich

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART



Lusa Modelle

Ein Begriff für
PASSFORM und QUALITÄT

Schneider & Sohn G.m.b.H.
Corsetfabrik Heubach-Württ.

Was bisher unsichtbar blieb, zeigt

A. RAICHLE

in seinem Photoband

Das Ulmer Münster

24 Seiten Text von Ad. Hermann, Ulm
und 88 Tafeln

Ganzleinenband mit zweifarbigen Umschlag

DM 18.-

„Eine ebenso gediegene wie neue Blickpunkte erschließende Arbeit, die es wohl verdient, das Ulmer-Münster-Buch und in einem Atemzug mit Dehios 'Straßburger Münster' genannt zu werden. Der Bildteil bringt in neuen vorzüglichen Aufnahmen viel Unbekanntes (von Gerüsten photographiert!), der Textteil in einem mustergültigen Abriss von der Baugeschichte des Münsters und der Bedeutung der Skulpturen neue Erkenntnisse über die Zusammenhänge abendländischer Kirchenbaukunst.“

Mitteilungen der E. Z. für öffentliche Büchereien,
1950, Nr. 8/9

„Das soeben erschienene Münsterbuch ist für einen weiten Leserkreis gedacht. 106 meist ganzseitige, prächtige und bis auf wenige von Raichle neu aufgenommene Bilder erschließen dem Kunstfreund eine Fülle künstlerischer Schönheit und geben dem forschenden Kunsthistoriker die willkommene Möglichkeit zu Einzelbeobachtungen, die dem bloßen Auge versagt bleiben. Der Text von Adolf Hermann gestaltet ein ungemein anschauliches Bild von dem bewunderungswerten Organismus des Münsterbaus und seinem künstlerischen und geschichtlichen Werden.“

Schwäbische Heimat, Heft 2/1950

Durch jede Buchhandlung erhältlich

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

*Markanten Gestalten aus dem schwäbischen
Geistesleben widmet*

ERNST MÜLLER

seine Sammlung von Studien und Essays

Schwäbische Profile

305 Seiten

Ganzleinen DM 10.80

Sie ist sozusagen ein Seitenstück zu der schon berühmten gewordenen Sammlung „Stiftsköpfe“.

Mit der Gewissenhaftigkeit des Chronisten und mit liebevollem Einfühlungsvermögen zeichnet E. Müller Schicksale und Leistungen großer Schwaben, wie z. B. Hölderlin, Paracelsus, W. Waiblinger, D. Fr. Strauß, Dannecker, Chr. Schrempf, Rob. Mayer, für ihre heute lebenden Nachfahren auf. Mit diesem außerordentlich fesselnd geschriebenen Buch werden Brücken geschlagen zur Vergangenheit. Es wird damit das geistige Erbe der Voreltern, ihre Schöpfungen, Erfahrungen, Gedanken und – Irrtümer dem Menschen unserer Tage bewußt fruchtbar gemacht.

Durch jede Buchhandlung erhältlich

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Unsichtbare Augengläser System Müller-Welt

leicht, unzerbrechlich und gut verträglich

CONTACTA G.M.B.H. KÖNIGSTRASSE 311 (HAUS WALDBAUER)

Altbewährt wieder lieferbar

SCHMELZER'S

Bad Mergentheimer Pillen



Nr. I mittelstark abführend

Nr. II verstärkt

(aus vorwiegend pflanzlichen Stoffen)

Erhältlich in allen Apotheken

oder durch den Hersteller

Schmelzer's Merz'sche Apotheke

Bad Mergentheim I

Hast Du eine Dankesschuld für erhaltene Care-Pakete und Liebesgaben abzutragen,

dann schicke Deinen Angehörigen die prächtigen SCHWABENLAND-Heimathefte zu Weihnachten hinaus und Du wirst echte Weihnachtsfreude bereiten. Versand nach allen Weltteilen. Nähere Auskunft durch:

Verlag Eugen Wahl

Stuttgart O

Urbanstraße 35, Telefon 91938



AUTOHAUS

Erhardt

STUTTGART

Talstraße 40

Telefon 41040

Lassen Sie sich die

OPEL Modelle 1950

unverbindlich vorführen



Die Qualitätsmarke